



Jahresbericht 2001/2002

Emil-Frank-Institut
an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier



Jahresbericht 2001 / 2002

Emil-Frank-Institut

an der Universität und an der Theologischen Fakultät Trier

Impressum:

Herausgeber: Professor Dr. Reinhold Bohlen,
Direktor des Emil-Frank-Instituts

Redaktion: Axel Berger

Gestaltung: Eugen Reiter und Axel Berger

Druck: Fischer, Wittlich

Wir danken den mit unserem Institut verbundenen Inserenten
für ihre freundliche Unterstützung.

Fotonachweis:

Archiv Emil-Frank-Institut: Seite 7, 8, 29, 32, 33, 39, 44, 47

Berger, Axel: Seite Titel, 5, 6, 9, 10, 11, 12, 14, 16, 21, 34, 35, 36, 53, 54, 55,

Bühler, Marianne: Seite 24, 26, 51,

Ostry, Hardy: Seite 5, Rückseite

Privat: Seite 3, 56, 57, 58, 59

Reiter, Eugen: Seite 19, 60

Fotos der Titelseite:

Jüdischer Friedhof in Bernkastel / Mosel

Grapefruit am See Gennesaret / Israel

Prof. Dr. Reinhold Bohlen im Gespräch mit einer Journalistin des „Domradio“
im Maternushaus / Köln

Foto Rückseite:

Eingang des Institutsgebäudes



Sehr geehrte Damen und Herren,
werte Freunde und Förderer des Instituts,

Sie halten unseren neuen Zweijahresbericht in Händen, den dritten, den wir seit der Eröffnung des Emil-Frank-Instituts im November 1997 vorlegen können. Wieder wollen wir Ihnen einen Einblick in unsere Aktivitäten sowohl im Bereich der Forschung als auch im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit geben. Zugleich möchten wir damit dankend Rechenschaft ablegen gegenüber jenen Institutionen und Privatpersonen, die uns ideell und finanziell unterstützen.



Der Bezug des uns von der Stiftung Stadt Wittlich zur Verfügung gestellten neuen Institutsgebäudes im Jahre 2000 hat sich als ein Glücksfall erwiesen: In unmittelbarer Nachbarschaft zur Stadtbücherei Wittlich und in guter Kooperation mit ihr können wir unsere inzwischen auf über 6000 Medieneinheiten angewachsene Biblio- und Mediathek einladend präsentieren – mit großzügigen Öffnungszeiten. Daher wohl registrierten wir im vergangenen Jahr etwa 1800 Ausleihen aus unserem Bestand. Wir freuen uns sehr, dass zum Kreis der Nutzer nicht nur Forschende und Lehrende, sondern auch Schüler und Studierende zählen. Sicherlich tragen dazu die Studientage und Projektstunden bei, die wir in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Schulen in unserem Hause veranstalten und zu denen wir in den beiden vergangenen Jahren rund eintausend Schülerinnen und Schüler begrüßen konnten.

Aber auch die Online-Nutzung unserer Dienste nimmt stetig zu. Genutzt wird nicht nur die Recherche-Möglichkeit unseres Buchbestandes über die Stadtbücherei Wittlich. Gäste aus aller Welt schauen in unsere bibliographischen und biographischen Dateien, die wir im vergangenen Jahr als Erträge eigener Forschungsarbeit ins Internet gestellt haben. Unsere Homepage bietet dazu einen bequemen Zugang.

So möchte ich Sie einladen, den vorliegenden Jahresbericht durchzublättern und bei dem ein oder anderen Artikel zu verweilen. Gemeinsam mit meinen Mitarbeitern freue ich mich über Ihr Interesse und Ihre Förderung. Dafür aufrichtigen Dank!

Herzlich
Ihr

Prof. Dr. Reinhold Bohlen
Direktor des Emil-Frank-Instituts

Einleitung

Judentum

Regional

Gedenken

Dialog

Israel

Anhang



Inhalt

Den Struwelpeter auf Jiddisch entdeckt... Emil Frank – Mehr als nur ein Namensgeber Medien des Emil-Frank-Instituts	Seite 5 Seite 7 Seite 8
Judentum – Geschichte und Religion Spurensuche an der Spree „Dos is Jiddisch“ Führungen zu jüdischen Stätten in Wittlich	Seite 9 Seite 9 Seite 11 Seite 12
Regionalgeschichte „Steine über dem Fluss“ Verlorene Inseln in der deutschen Landschaft Eine Reise nach Nordamerika	Seite 13 Seite 13 Seite 14 Seite 23
Gedenkarbeit „Hess und Heck“ – eine virtuelle Begegnung Erste begeisterte Rückmeldungen Anne Frank – ein jüdisches Schicksal Gedenkarbeit in Wittlich	Seite 26 Seite 26 Seite 32 Seite 33 Seite 35
Christlich-jüdischer Dialog Das American Jewish Committee und die Judenerklärung des II. Vaticanums Der Ausflug ging diesmal nach Wittlich	Seite 37 Seite 37 Seite 50
Israel Aus der Arbeit des Jerusalemer Emil-Frank-Instituts Modernes Hebräisch für Fortgeschrittene Tabgha – eine Oase der Stille Die israelische Gesellschaft heute	Seite 52 Seite 52 Seite 54 Seite 55 Seite 56
Anhang Der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts Nachruf Buchankündigung	Seite 57 Seite 57 Seite 58 Seite 59 Seite 60



Den Struwelpeter auf Jiddisch entdeckt...

Großer Andrang beim „Tag der offenen Tür“ im Emil-Frank-Institut am 24. November 2002

„Sie wollten immer schon mehr über das Emil-Frank-Institut wissen? Sie würden gern mal in Ruhe in unserer Bibliothek stöbern und mehr über unsere Arbeit erfahren? Hatten bis jetzt aber keine Gelegenheit dazu? Kein Problem...“ – so war in der Einladung zum Tag der offenen Tür zu lesen. Viele Menschen waren gekommen, um Antworten auf diese Fragen zu erhalten. Prof. Dr. Reinhold Bohlen, der



Gekonnt studierte Christian Deppe mit interessierten Besuchern hebräische Lieder ein.



Leiter des Instituts, führte dies auf das abwechslungsreiche Programm zurück, das er mit seinen Mitarbeitern auf die Beine gestellt hatte: „Dass so viele Besucher kommen würden, damit hätte wohl niemand gerechnet. Teilweise mussten die Leute sogar Stehplätze in Kauf nehmen; aber es scheint für jeden etwas dabei gewesen zu sein.“

Interessierten sich die einen dafür, hebräische Lieder kennenzulernen und zu singen, konnten sie sich an Christian Deppe halten, einen Institutsmitarbeiter, der seinen Zivildienst in Israel abgeleistet hat und seit dieser Zeit bestens mit der hebräischen Sprache und Kultur vertraut ist. Andere wiederum wollten sich einfach über die Arbeit des Instituts informieren, das sich seit seiner Gründung 1997 auf vielfältige Weise für den christlich-jüdischen Dialog stark macht und zahlreiche Forschungen zur Geschichte der Juden in der Region angestellt hat. Auch dazu war Gelegenheit im Gespräch mit Mitarbeitern des Instituts. Beeindruckt vom Medienangebot zeigte sich eine Besucherin nach einer Bibliotheksführung durch Dr. Marianne Bühler: „Ich hätte nie gedacht, dass sich in einer wissenschaftlichen Spezialbibliothek wie dieser so viel Spannendes findet. Stellen Sie sich vor: Gerade eben habe ich den Struwelpeter auf Jiddisch entdeckt.“





Schon am Büchertisch entwickelten sich lebhafte Gespräche zwischen Mitarbeitern und Gästen.

Zahlreiche Gäste ließen sich auf einen virtuellen Rundgang durch das Anne-Frank-Haus in Amsterdam einladen: Mittels entsprechender CD-ROM und Videobeamer konnten sie sich mit Axel Berger



Peter Kropp überreicht ein Manuskript seines unveröffentlichten Schauspiels „Der Bankier des Bischofs“ an Prof. Dr. Reinhold Bohlen.

auf die historischen Spuren des jüdischen Mädchens Anne Frank machen, die durch ihr Tagebuch weltbekannt wurde. Aus der Praxis konnte Maren von Essen berichten, die ein Jahr lang in einer Einrichtung für schwerbehinderte Kinder in Ein Karim, nicht weit von Jerusalem, gearbeitet hatte. Geduldig beantwortete sie viele Fragen ihrer Zuhörer. Über das Bistum Trier hatte sie dort eine Volontärstelle vermittelt bekommen, die sie so nachhaltig beeindruckte, dass sie sich nach ihrer Rückkehr nach Deutschland entschloss, in Koblenz Sonderpädagogik zu studieren. Zum Abschluss des Tages las Peter Kropp gemeinsam mit Klaus Erfurt aus seinem bisher unveröffentlichten Schauspiel „Der Bankier des Bischofs“, wobei er es rhetorisch geschickt verstand, den Charakteren seines Stückes Leben einzuhauchen. Rückblickend stellt Reinhold Bohlen fest: „Der rege Zuspruch heute zeigt einmal mehr, wie viele Menschen sich für unsere Arbeit interessieren. Dies wird wohl nicht der letzte Tag der offenen Tür gewesen sein, den wir anbieten.“ Axel Berger

Emil Frank – mehr als nur ein Namens- geber



Emil Frank wurde am 11. Juli 1878 in Wittlich geboren. Er übernahm im Jahre 1912 das von seinem Vater Isaac 1870 gegründete Textilkaufhaus am Marktplatz in Wittlich, kämpfte im Ersten Weltkrieg für Deutschland und wurde 1920 Vorsteher der jüdischen Gemeinde Wittlich. Er war Mitglied der freiwilligen Feuerwehr und genoss in der Wittlicher Bevölkerung ein hohes Ansehen. Vom Aufruf der Nationalsozialisten zum Boykott jüdischer Geschäfte blieb auch Frank nicht verschont: Dem Rassenwahn der Nationalsozialisten konnte er gerade noch durch Auswanderung entgehen. Am 21. September 1941 floh er über Spanien und Kuba nach Utica, USA, wo er am 21. Juni 1954 verstarb. Aus dem einst so angesehenen Geschäftsmann war ein einfacher Hausierer geworden, der in gebrochenem Englisch Schnürsenkel und Schuhbürsten an den Türen feilbot. Über die Repressalien berichtet er im Jahr 1948 an seinen Freund, den damaligen Bürgermeister Matthias Joseph Mehs:

„Ich hätte mein Haus nie verkauft, wenn die GESTA-PO Regierung in Trier und das Landratsamt Wittlich mich nicht gezwungen hätten mein Haus innerhalb von 14 Tagen nur an Wendel für einen lächerlichen Preis zu verkaufen, obwohl mir von anderer Seite 25.000 RM geboten waren. Wenn Wendel nicht in der Partei und kein Nazi gewesen wäre, dann hätte er das Haus niemals bekommen. Man hat mir mit KZ gedroht und mich so müde gemacht, bis ich, um mein Leben zu retten, darin einwilligen mußte. Das Geld von dem Haus mußte auf ein Sperrkonto hinterlegt werden und ich habe niemals etwas davon zu sehen bekommen. Es ist der reinste Schwindel und es



Das Textilkaufhaus der Franks am Wittlicher Marktplatz wurde von Isaac Frank gegründet.



Emil Frank (durch Kreis hervorgehoben) hinter seinem Textilgeschäft. Alte Fotos wie dieses und Originaldokumente aus der jüdischen Geschichte Wittlichs werden seit Bestehen des Instituts immer wieder von Bewohnern des Kreises abgegeben.

gäbe keine Gerechtigkeit mehr, wenn dies nicht gutgemacht würde.“
(SCHLEINDL, Angelika: Jüdisches Leben in Wittlich, Wittlich 1993, S. 72.)

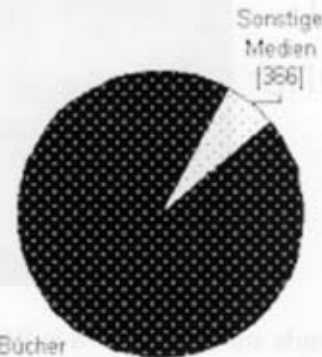


Auch Kurioses, wie dieser Kleiderbügel aus dem Kaufhaus der Franks, befindet sich im Archiv des Instituts.

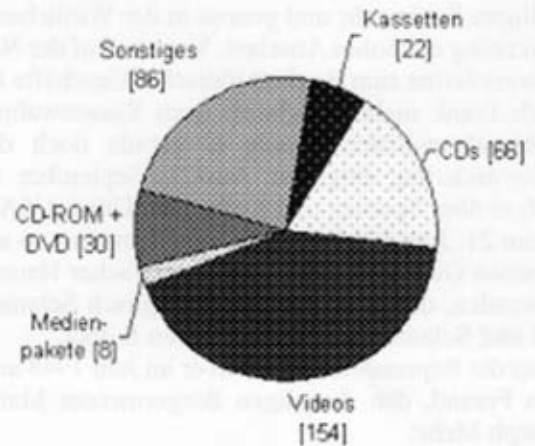


Medien des Emil-Frank-Instituts

Der Bestand der Bibliothek des Emil-Frank-Instituts belief sich am 31.12.2002 auf 6035 Medieneinheiten.



Den Hauptanteil bilden Bücher – vor allem Sachliteratur – darüber hinaus finden sich aber auch andere Medien:



Judentum – Geschichte und Religion

Spurensuche an der Spree

Ein Seminar des Emil-Frank-Instituts und der Katholischen Akademie Trier führte eine Studiengruppe im Juni 2001 auf jüdischen Spuren durch Berlin

„Nirgendwo sonst sieht man so eindrucksvoll, wie banal das Verbrechen der Nazis im Grunde war.“ So beschreibt eine Teilnehmerin ihre Eindrücke nach dem Besuch des Hauses der berühmten Wannseekonferenz. In der Nobelvilla am Berliner Wannsee trafen sich im Januar 1942 15 nationalsozialistische Parteifunktionäre, um über die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“ zu beraten. Im Klartext hieß das: nachrechnen und beschließen, wie 11 Millionen Menschen möglichst effektiv, kostengünstig und unauffällig ermordet werden könnten.

Die 25 Männer und Frauen, die sich unter der Leitung von Axel Berger und Marianne Bühler nach Berlin aufgemacht hatten, um Spuren jüdischen Lebens zu suchen, konnten sich der unheimlichen Atmosphäre des Ortes nicht entziehen. Im Zimmer, in dem der Judenmord beschlossen wurde, hängen die Biographien der Männer, die dafür verantwortlich waren. 13 von ihnen Akademiker, fast alle Familienväter, ein Theologe. „Drei von ihnen lebten nach dem Krieg unbehelligt in der Bundesrepublik weiter, gin-



In dieser Villa am Wannsee wurde die Ermordung der Juden beschlossen.

gen ihren Berufen nach und starben hochbetagt in den achtziger Jahren“, erläutert ein Mitarbeiter des Museums. Symptomatisch für die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Bundesrepublik: Das Haus der Wannseekonferenz war lange Zeit auch ein Haus der Verdrängung. Es diente bis vor zehn Jahren als Schullandheim für Berliner Kinder, ist umgeben von noblen Ruderclubs und einem Cafe-Restaurant. Für alle Teilnehmer der Reise ein eindrucksvolles, aber auch bedrückendes Erlebnis. Nicht immer ging es bei der Studienreise so beklemmend zu, wie am Wannsee. Bevor sie sich an die Spree aufmachten, trafen sich die Teilnehmer in der Katholischen Akademie in Trier, um sich auf die Reise vorzubereiten. Erste Gespräche mit Kennern des jüdischen Lebens in Berlin und eine Weinprobe mit koscherem Rebensaft stimmten die Männer und Frauen auf die viertägige Studienreise ein.



Auffallend ist die Kuppel der Neuen Synagoge bzw. des Centrum Judaicum in der Oranienburger Straße.

Auf der Hinfahrt machte die Gruppe in Erfurt Zwischenstation, um dort die „Kleine Synagoge“ zu besichtigen. Aber auch die Altstadt der Thüringen-Metropole hatte es den Wittlichern angetan. „Ich mußte richtig zum Aufbruch drängen, damit wir am Abend in Berlin sein konnten“, erzählt Reiseleiter Berger. Denn das Programm war dicht: Am nächsten Morgen Besichtigung der Synagoge in der Rykestraße am Prenzlauer Berg, das Centrum Judaicum und die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße. Das ehemalige jüdische Viertel in Berlin Mitte präsentiert sich heute als multikultureller Szene-Treffpunkt mit indisch-jüdischen Restaurants, Bars und internationalen Kulturzentren. Doch die Bedrohung ist auch hier gegenwärtig: Vor jeder jüdischen Einrichtung patrouillieren 24-Stunden-Wachen der Berliner Polizei mit Panzerwagen und automatischen Waffen. Angst vor Rechtsradikalen und Anschlägen radikaler Palästinenser führt zu einem gesteigerten Sicherheitsbedürfnis.

Weitere Programmpunkte der Reise waren der Besuch der Westberliner Synagoge in der Pestalozzistraße, ein Gespräch mit einer Pfarrerin, die sich in-

tensiv um den Dialog zwischen Christen und Juden bemüht, sowie zum Abschluss ein Besuch im Büro des American Jewish Committee, das amerikanische Juden in Deutschland vertritt. Christian Otterbach



Das Innere der Synagoge in der Rykestraße, die 1903–04 gebaut wurde. Sie war die einzige Synagoge der kleinen Ostberliner Gemeinde.

„Dos is Jiddisch“

Daniel Botmann und Isak Solomon vermitteln ihren Zuhörern ein Stück jüdischer Lebensfreude

„Jiddische Musik lebt. Sie tanzt und singt, sie weint und lacht.“ – so konnte man auf den Eintrittskarten lesen. Zahlreiche Zuhörer waren am 30.11.2002 auf Einladung des Kulturamts der Stadt Wittlich und des Emil-Frank-Instituts zum Jiddisch-Konzert in die Kultur- und Tagungsstätte Synagoge, Wittlich, gekommen, um sich von der Richtigkeit dieser Sätze überzeugen zu lassen.



„Nichts leichter als das“, schienen Daniel Botmann (Gesang) und Isak Solomon (Flügel) sich gesagt zu haben.

Der erst 18-jährige Abiturient Daniel Botmann fungiert nebenbei als Kantor in der jüdischen Kultusgemeinde Trier. Solomon, sein Gesangslehrer, absolvierte schon zahlreiche Konzertreisen, Rundfunk- und Fernsehauftritte in Europa und Nordamerika. So war



Während des Konzerts spielte Isak Solomon auch auf dem Akkordeon und dem Keyboard.

das Programm erwartungsgemäß abwechslungsreich und keinesfalls langweilig: teils nachdenkliche, aber überwiegend fröhliche Lieder boten sie ihren Zuhörern dar, darunter auch bekannte liturgische Gesänge wie „Avinu malkejnu“, oder hebräische Volkslieder wie „Hava nagila“.

Weitere Konzertveranstaltungen des Emil-Frank-Instituts:

- „Shalom Aléjchem“ – hebräische und jiddische Musik aus fünf Jahrhunderten mit Violinistin Ella Boulatova am 6.6.2001.
- „Lieder der Hoffnung“: jiddische und hebräische Lieder, jüdische Liturgien und Lieder jüdischer Komponisten mit Norma Lerer (Alt) und Natalia Levitskaja (Flügel) am 1.12.2001. Eine Kooperationsveranstaltung mit dem „Bündnis für Menschlichkeit und Zivilcourage“, dem Kulturamt der Stadt Wittlich und der Volkshochschule Schweich.





Zahlreiche Schulklassen nutzen das Informationsangebot des Emil-Frank-Instituts.

Führungen zu jüdischen Stätten in Wittlich

Insgesamt etwa 1000 Schülerinnen und Schüler (2001: 526; 2002: 467) nahmen in den Jahren 2001 und 2002 die Gelegenheit wahr, mit Dr. Bühler den Spuren der jüdischen Geschichte in Wittlich nachzugehen. Angefangen von Kindern der Grundschule Altrich bis hin zu den Justizvollzugsbeamtenanwärterinnen und -anwärtern der Justizvollzugsschule waren alle Altersgruppen vertreten. Der Schwerpunkt liegt natürlich auf Schulen aus Wittlich und der direkten Umgebung, aber auch solche aus Daun oder Berncastel sind vertreten. Zum wiederholten Mal lernten aber auch Austauschschülerinnen und -schüler des Peter-Wust-Gymnasiums aus Stokesly/England auf diesem Wege die Stadt Wittlich besser kennen.

Veranstaltungen im Rahmen des Emil-Frank-Forums:

- „Die Beziehungen vom Jiddischen zum Deutschen und umgekehrt“, Dr. phil. habil. Simon Neuberg, 7. Februar 2001.
- „Die Juden und das Glücksspiel im Mittelalter“, Dr. Gerd Mentgen, 7. März 2001.
- „Aisnbangeschichteß – Eisenbahngeschichten“, jiddische Texte von Scholem Alejchem, vorgetragen und übersetzt von Gernot Jonas, 22. Januar 2002.
- „Jüdisches Kaufmannsleben im Mittelalter – die Geschäftsbücher des Heliot von Vesoul“, Dr. Anne Holtmann, 10. April 2002.

„Steine über dem Fluss“ Neuer Bildband aus der Schriftenreihe des Instituts

Auch heute noch kann man sie in unserer Region finden: jüdische Friedhöfe. Sie liegen malerisch inmitten von Weinbergen oder am Waldrand. Viele der Friedhöfe zeigen Spuren des Verfalls und der Zerstörung, und doch sind sie auch heute noch Oasen der Stille und des Friedens. „Der gute Ort“, wie Juden den Friedhof nennen, zieht auch heute noch jeden, der ihn aufsucht, in seinen Bann.

Wo gibt es jüdische Friedhöfe an der Mosel? Welche Geschichte erzählen die Grabsteine?

„Steine über dem Fluss – Jüdische Friedhöfe an der Mosel“ so lautet der Titel des farbigen Bildbandes, der seit November 2002 im Handel erhältlich ist. Er ist in der Reihe der „Schriften des Emil-Frank-Instituts“ im Paulinus-Verlag erschienen.

Der aus Lieser stammende Privatdozent und Pfarrer Uwe F. W. Bauer hat hierin zahlreiche Farbfotos von den Friedhöfen von Konz bis Koblenz zusammengestellt. Neben einem Einleitungsteil zur Geschichte der Juden an der Mosel gibt Dr. Marianne Bühler, pädagogische Mitarbeiterin am Emil-Frank-Institut, Erläuterungen zur Geschichte des jeweiligen Friedhofs und der betreffenden jüdischen Gemeinde. Vor allem die Wegbeschreibungen machen das eindrucksvolle Buch zu einer Art „kleinem Reiseführer“, der Interessierte zu jüdischen Spuren im Moseltal lenkt.

Bei der Präsentation des Bandes in der Akademie Kues stellten die Autoren Bühler und Bauer heraus, dass es



Ein Foto des jüdischen Friedhofs Bernkastel illustriert den Einband des neuen Buches.

ihnen einerseits darum gehe, in der Bevölkerung „das Bewusstsein für die Bedeutung der jüdischen Friedhöfe als Teil der eigenen Ortsgeschichte zu entwickeln“, und andererseits dazu beizutragen, diese nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Axel Berger „Steine über dem Fluss – Jüdische Friedhöfe an der Mosel.“ Trier, Paulinus-Verlag 2002, 96 Seiten, zahlr. Farbfotos, Preis: 18,90 Euro.

„Verlorene Inseln in der deutschen Landschaft“

Vortrag zur Buchvorstellung „Steine über dem Fluss“ am 10.11.2002, Akademie Kues

Von Dr. Marianne Bühler

„Gleich verlorenen Inseln in der deutschen Landschaft und im deutschen Städtebild gibt es Gärten voll malerischer Schönheit, den Toten geweiht, die hier seit Jahrhunderten ruhn.“¹ So beginnt ein Artikel von Adolf Kober, vor der Nazi-Zeit Rabbiner in Köln, über die jüdischen Friedhöfe im Rheinland.

Dieser Artikel stammt aus dem Jahre 1931, also aus einer Zeit, in der die jüdischen Friedhöfe noch nicht zu den letzten Überresten einer ausgelöschten Kultur gehörten. Aber dies waren sie immer schon: steinerne Zeugnisse des Lebens von Menschen aus längst vergangenen Jahrhunderten. Denn die religiöse Vorschrift im Judentum sagt, dass jüdische Friedhöfe nicht aufgelassen werden dürfen. Und so bleiben Namen und Daten über Menschen erhalten, über die sonst in den Akten nichts mehr zu finden wäre. Jüdische Friedhöfe sind deshalb Zeugen einer langen Geschichte der Juden im heutigen Deutschland. Wenn Kober die sehr alten Friedhöfe in Worms und Mainz erwähnt, so bewegen wir uns da in einer Zeit, die inzwischen fast 1000 Jahre zurückgeht.

Der älteste Friedhof an der Mosel, der bis heute als solcher in Funktion ist, ist der in Koblenz. Das Grundstück wurde bereits 1303 von der jüdischen



Gemeinde gekauft und ist nach einer sehr wechselvollen Geschichte bis heute der Begräbnisplatz der jüdischen Gemeinde in Koblenz. Manch anderer Friedhof, der auch ein beträchtliches Alter aufzuweisen hätte, ist heute nicht mehr zu finden, oder nur noch ein Grundstück ohne Grabsteine.

Denn die Geschichte der jüdischen Friedhöfe in Deutschland ist immer auch eine Geschichte der Verfolgungen. Grabsteine wurden entfernt und für andere Zwecke genutzt. Friedhöfe wurden zweckentfremdet oder gerieten durch die Verfolgungen und die darauf folgenden Zeiten, in denen keine Juden sich ansiedeln durften, in Vergessenheit. So existieren vom alten Trierer Friedhof in der Jüdemerstraße, am heutigen Viehmarkt, nur noch einzelne Grabsteine im Museum; einer von ihnen wurde umgearbeitet in ein Kreuz. In Koblenz wurden bei Bauarbeiten an der Liebfrauenkirche Grabsteine wieder entdeckt,

die dort wohl zur Zeit der Judenvertreibung 1420 eingebaut wurden. Einer von ihnen, der Grabstein der Frau Sara, gest. 1330, ist heute an der Südwand der Liebfrauenkirche zu sehen.

Ein großer Teil der Friedhöfe wurde natürlich in der Zeit des Nationalsozialismus in Mitleidenschaft gezogen. Das begann bei Schändungen einzelner Grabsteine bis hin zu Verkäufen des gesamten Friedhofs. Besonders perfide war der Plan der Gemeinde Neumagen, auf dem Gelände des Friedhofs ein Hitlerjugendheim zu errichten. Der Plan „scheiterte an Dhron, das als Beleggemeinde einen Alleinanspruch geltend machte. Der Kauf wurde 1944 getätigt. Das Grundstück sollte künftig als Wiese genutzt werden.“²

„Verlorene Inseln in der deutschen Landschaft“ – diese Charakterisierung zeigt auch, dass die jüdischen Friedhöfe als fremd empfunden wurden und werden. Sie zeugen von den Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft, aufgrund ihres Glaubens nie so richtig dazugehörten. Die unbekannte Schrift, das Alter, aber auch die im Unterschied zu christlichen Friedhöfen ungepflegt wirkende Grabgestaltung verstärken diesen Eindruck. Gerade dies ist aber auch ein Teil ihrer Faszination. Man findet Symbole, etwa die der segnenden Hände der Kohanim, der aus dem Priestergeschlecht der Aaroniden hervorgegangenen Familien wie z.B. die Familie Hein in Cochem. Man findet eine Kanne, das Symbol für die Leviten; man findet kleine Steine auf den Grabsteinen als Zeichen, das jemand dieses Grab besucht hat. All dies ist den meisten Christen unbekannt.

Wenn man genau hinschaut, so sind jüdische Friedhöfe allerdings auch Zeugnisse des Zusammenlebens von Juden und Christen. Man sieht, dass gerade im 19. und 20. Jahrhundert die Form der Grabsteine sich ändert, dass man sich bis zu einem gewissen Punkte den Moden der christlichen Gesellschaft anpasst, auch wenn das auf den ländlichen Friedhöfen an der Mosel

weit weniger der Fall ist als in den Großstädten zu dieser Zeit. Und auch die Schrift ist nicht mehr nur das Hebräische, sondern ebenfalls das Deutsche, bis dahin, dass sich fast nur noch Deutsch auf dem Grabstein findet. Diese Anpassung an die sie umgebende christliche Gesellschaft hat allerdings für die Juden im Holocaust ein abruptes Ende gefunden.

Nach der Verfolgung und Ermordung der Juden Deutschlands und Europas zur Zeit des Nationalsozialismus haben die jüdischen Friedhöfe mehr denn je an Bedeutung gewonnen.

An allererster Stelle sind sie wichtig für die, die geflohen sind und überlebt haben. Für sie sind sie oft so etwas wie der seidene Faden, der sie noch mit der Vergangenheit verbindet. So fragte Albert Juda aus Holland, vormals Neumagen, schon im Juli 1946 in seiner Heimatgemeinde nach, was denn aus dem Friedhof geworden sei.³ Und für viele andere, die einen Besuch in der alten Heimat oder in der Heimat ihrer Vorfahren machen, ist der Besuch auf dem Friedhof die wichtigste Station. Wenn sie Glück haben, finden sie noch die Gräber ihrer Angehörigen. In vielen Fällen sind allerdings die Zerstörungen und Schändungen der Nazi-Zeit so stark gewesen, dass sie nachher nicht mehr in Ordnung gebracht werden konnten. Die Friedhöfe für die Nachfahren zu erhalten und in einen würdigen Zustand zu versetzen, ist deshalb das wichtigste Anliegen.

Welche Bedeutung haben jüdische Friedhöfe aber für die Gebliebenen, für die Nicht-Juden, die heute noch oder jetzt an einem Ort wohnen? Sind es nicht immer nur ein paar Spezialisten, die sich dafür interessieren? Oder sind es nur kunsthistorische Objekte, die wegen ihrer besonderen künstlerischen Gestaltung Interesse wecken? Werden sie überhaupt wahrgenommen? Und wenn ja, wie? Geraten sie nicht, wie die gesamte jüdische Geschichte, für die meisten immer mehr in Vergessenheit?



Der jüdische Friedhof Berncastel ist auf dem Deckblatt des neuen Bildbandes zu sehen.

Ja und nein. Denn während man sich, um etwas über die jüdische Geschichte eines Ortes zu erfahren, in die Bücher oder gar in die Archive vertiefen muss, sind die Friedhöfe immer noch da. Man kann sie bei einer Wanderung entdecken, auch wenn sie oft weit außerhalb der Orte und teilweise auch versteckt im Wald liegen. Nicht nur die religiöse Vorschrift hat sie so weit entfernt von den Häusern sein lassen, sondern wohl auch der Unwille der anderen Einwohner, den Juden Land zur Verfügung zu stellen. Teilweise sind sie auch, wie in Konz oder Trier oder Enkirch, im direkten Zusammenhang mit den allgemeinen Friedhöfen zu finden. Oder sie sind, für alle auf ihren täglichen Wegen sichtbar, inzwischen in die Orte hinein gewachsen.

Was den kunsthistorischen Aspekt angeht: bei den Landfriedhöfen an der Mosel spielt dies kaum eine Rolle. Die Juden hier waren zumeist nicht so wohlhabend, um sich, wie man es auf manchen großstädt-

tischen Friedhöfen gerade des 19. Jahrhunderts beabsichtigen kann, große Mausoleen als Grabstätten zu errichten. Und die eher konservative Haltung in religiösen Fragen blieb auf dem Lande auch beharrlicher erhalten als in den Städten: der religiöse Grundsatz, dass im Tode alle gleich sind, drückt sich hier in der Gestaltung der Grabmäler stärker aus als in der Stadt. In diesem Sinne sind die Friedhöfe an der Mosel nicht spektakulär; vielmehr zeugen sie vom Alltagsjudentum, wie es über Jahrhunderte in dieser Gegend zu Hause war.

Jüdische Friedhöfe können also für Nicht-Juden zu Orten werden, die zum Nachdenken und Nachfragen anregen. Welche Menschen waren das, die dort beerdigt sind? Wo haben sie gelebt? Warum sind die Friedhöfe noch da, auch wenn dort längst niemand mehr beerdigt wird?

Was will das Buch oder was will es nicht?

An dieser Stelle möchte unser kleines Buch eine Hilfe bieten. Und das sowohl für die Einheimischen vor Ort, als auch für die, die als Gäste an die Mosel kommen und sich Zeit nehmen, diese reiche Kulturlandschaft zu erkunden.

Es möchte einen Überblick über die Friedhöfe an der Mosel geben und auch die Möglichkeit, sie zu besuchen. Deshalb steht jeweils am Anfang eine kurze Wegbeschreibung und unter Umständen auch die Adresse, bei der man einen Schlüssel bekommen kann. Die Bilder vermitteln einen ersten Eindruck des Friedhofs und laden ebenfalls zum Besuch ein. Wer Interesse hat, kann zu den einzelnen Orten weitere Literatur finden. Wenn zu den einzelnen Friedhöfen schon viel geforscht wurde, findet man in diesen Veröffentlichungen dann auch Listen über die noch

vorhandenen Gräber und die Namen derer, die dort bestattet worden sind. Vielleicht kann das Buch aber auch eine Anregung sein für Schülerinnen und Schüler und andere Interessierte, sich einmal intensiver mit der jüdischen Geschichte ihres Ortes zu beschäftigen.

Wenn auch die Faszination des Fremden für viele der erste Anreiz sein mag, so ist es für uns aber ein besonderes Anliegen des Buches, die „verlorenen Inseln“ gleichsam wieder mit dem sie umgebenden Land zu verbinden. Das heißt, dieses jüdische Erbe vor Ort als Teil der eigenen Geschichte wahrzunehmen. Juden waren und sind nicht Menschen, die abgekapselt in einer eigenen Welt lebten und leben, sondern sie sind und waren immer gleichzeitig Mitbürger, Nachbarn, Geschäftspartner, Freunde. Ihr Erbe, das, was ihnen besonders wichtig ist und war, ihre Friedhöfe, gilt es zu bewahren. Sie sind Teil des kulturellen Erbes an der Mosel, Teil unseres gemeinsamen Erbes. Das bedeutet auch, alles zu tun, sie vor Schaden und Schändungen zu schützen.

In diesem Zusammenhang möchte ich erinnern an Herrn Klaus Schulte, der sich ganz dieser Arbeit verpflichtet fühlte. Nachdem er an die Mosel gezogen war, hat er auch dort, wie vorher schon anderswo, unermüdlich an der Erforschung und Erhaltung der jüdischen Friedhöfe gearbeitet. Viele Anregungen und Hilfen seinerseits sind auch in dieses Buch eingeflossen. Herr Schulte, im vergangenen Jahr verstorben, ruht jetzt auf dem allgemeinen Friedhof in Enkirch, in direkter Nachbarschaft zum jüdischen Friedhof.

Friedhöfe als „Geschichtenerzähler“

Friedhöfe sind Orte, an denen konkrete Menschen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Deshalb möchte ich Sie jetzt einladen, mit mir zusammen in

Gedanken eine kleine Reise „Von Konz bis Koblenz“ zu machen. Mehr als es im Buch möglich war, möchte ich anhand einzelner Geschichten und dem Schicksal einzelner Personen etwas vom Reichtum, aber auch von den schweren Zeiten der Juden an der Mosel deutlich machen. Manchmal knüpft sich eine Geschichte an einen noch vorhandenen Grabstein an, manchmal ist dies nicht mehr möglich.

Beginnen wir in Trier. Auf dem alten Friedhof in der Weidegasse befinden sich links vom Eingang zwei Grabsteine, die durch ihre sorgfältige, sehr ähnliche Gestaltung auffallen. Es handelt sich um Moses, Sohn des Heschel Lwow, gestorben 1788, und Mordechai Hallevi, Sohn des Samuel Hallevi, gestorben 1804. Beide Persönlichkeiten – ihre Grabinschriften weisen auf ihre besondere Rolle hin – waren Vorfahren von Karl Marx; es handelt sich um seinen Urgroßvater und auch um seinen Großvater. Mordechai Hallevi war, wie viele andere Vorfahren von Marx, Rabbiner in Trier. Sie gehörten zu einer ganzen Dynastie von Rabbinern. Noch der Onkel von Karl, ebenfalls ein Samuel Marx, war in der französischen Zeit und noch bis 1827 Groß- bzw. Oberrabbiner in Trier. Sein Bruder Heschel, später Heinrich genannt, ließ sich dann aber taufen und wurde evangelisch; auch seine Kinder, u.a. der kleine Karl wurden getauft.

Die Grabsteine der beiden Persönlichkeiten weisen auf eine Umbruchzeit hin. Durch die Französische Revolution wurden bei den Juden viele Hoffnungen und Erwartungen geweckt: jetzt glaubte man, endlich normaler Bürger in der Gesellschaft werden zu können, ohne immer auf das Judesein beschränkt zu werden. Viele dieser Erwartungen gingen aber nicht in Erfüllung. Die Konsequenz war, dass viele dann doch den Weg wählten, der ihnen der einzig sichere zu sein schien: die Taufe.

Auf dem neuen Friedhof in Trier, der Teil des Hauptfriedhofs in der Herzogenbuscher Straße ist, ruhen

Hermann Bermann und seine Frau Amalie aus Osann. Hermann Bermann, 1858 in Osann geboren, hatte ein Schuhgeschäft, wohl auch noch im hohen Alter. In einem Verzeichnis der Gewerbetreibenden vom Juli 1938 heißt es lapidar: Bermann gibt auf. Eine weitere Notiz in den Akten zeigt, dass das Ehepaar Bermann am 9.1.1939 nach Trier in die Maarstraße verzogen ist. Damals hatten bereits viele andere Juden Osann verlassen, teilweise ins Ausland, teilweise aber, wie auch die Bermanns, in eine größere Stadt. Sie dachten, dass der Druck auf sie dort nicht so groß sei, dass man dort anonym leben und vielleicht noch die Auswanderung vorbereiten konnte. Aus irgendeinem Grund muss Hermann Bermann noch mal nach Osann gekommen sein, und auf dem Rückweg zum Bahnhof wurde er von drei jungen Männern aus dem Dorf erschlagen. Der Mord wurde aufgeklärt. Hermann Bermann hat sein Grab auf dem Friedhof in Trier gefunden.

Einen tragischen Fall aus der gleichen Zeit gilt es aus Trittenheim zu berichten. Jakob Bonem, einst gemeindlicher Aufseher für die neu errichtete Brücke, ist der letzte, der auf dem kleinen Friedhof in Trittenheim begraben worden ist. Allerdings hat niemand ihm mehr einen Grabstein aufgestellt. Der damalige Pfarrer von Trittenheim schreibt folgendes: „Bei den Juden, die jetzt noch hier sind war auch ein alter Mann, Bonem, von circa 80 Jahren. Ihm wurde alles bei der Aktion (gemeint ist der 9. November 1938) zerschlagen. Die anderen sorgen für ihn, soweit sie nach Verlust ihrer Habe konnten. Schließlich wollten die Stammesgenossen auch fort zu ihren Angehörigen nach Amerika. Er sollte hier bleiben. Das nahm sich der alte Mann in seiner hilflosen und wahrhaft bedürftigen Lage so zu Herzen, daß er am 24. Dez. 1938 in die halb zugefrorene Mosel lief. Am 27.12. wurde er auf dem jüdischen Kirchhofe beigesetzt. Einige Juden, ein Totengräber und zwei Fuhrleute gaben ihm das letzte Geleit.“⁴

Kommt man etwas weiter moselabwärts nach Neumagen, so fällt auf, dass dort ein sehr großer Friedhof mit alten Grabsteinen zu finden ist, auch wenn ein großer Teil leer zu sein scheint. Neben Koblenz, das den weitaus größten Friedhof aufzuweisen hat, gehört Neumagen mit Trier, Weidegasse und Zeltingen zu den größten Friedhöfen.

Neumagen ist einer der Orte an der Mosel, die eine sehr alte jüdische Tradition aufzuweisen haben. Gleiches gilt neben Trier und Koblenz auch für Bernkastel, Kröv, Cochem und andere Orte an der Untermosel, die bereits unter den Verfolgungen des 13. Jahrhunderts zu leiden hatten. Der berühmteste jüdische Gelehrte des 13. Jahrhunderts in Deutschland, Rabbi Meir von Rothenburg ob der Tauber, erwähnt in einem seiner Rechtsgutachten einen Gelehrten „Schemaja von Dhron“; leider fehlen weitere Nachrichten über diese Person und ihre Geschichte.

Schon Ende des 16. Jahrhunderts wird die Begräbnisstätte in Neumagen erwähnt. Dazu passt, dass ebenso wie in anderen Orten an der Mosel, u.a. in Monzel, Osann, Graach oder Mesenich, auch für einen Juden aus Neumagen ein Geleitbrief ausgestellt wurde, und zwar im Jahre 1553. Dieser Geleitbrief gab dem Simon, der bereits in Neumagen wohnhaft war, den Status eines „Schutzjuden“; er musste einen bestimmte Betrag als Schutzgeld bezahlen; das erlaubte ihm, seinen Geschäften innerhalb des Erzstiftes Trier nachzugehen. Allerdings wird er auch nochmal gewarnt, sich des Wuchers zu enthalten. Sehr alte Geleitbriefe, die bereits aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammen, sind aus Trier, Cochem und Trarbach erhalten.⁵

Ein alter Friedhof, der in unserem Buch nicht erwähnt wird, weil dort keine Grabsteine mehr zu finden sind, ist der von Wintrich. Auch an anderen Stellen gibt es Friedhöfe, die heute nicht mehr als solche

zu erkennen sind. Hugo Friedmann, jüdischer Lehrer aus Bernkastel, der von Luxemburg aus nach Lodz deportiert wurde, bezeichnet den Wintricher Friedhof als einen der ältesten in der ganzen Gegend. Sicher wurde dort viele Menschen aus den umliegenden Orten beerdigt, bis sie dann, wie etwa in Brauneberg, einen eigenen Friedhof anlegten.

Auch in Bernkastel gibt es zwei Friedhöfe, einen alten und einen neuen. Auch hier hat der alte Friedhof keine Grabsteine mehr; auf den neuen sind allerdings einzelne Grabsteine des alten verbracht worden. Die Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Synagoge in Berncastel-Cues, die ebenfalls Hugo Friedmann zusammengestellt hat, enthält allerdings eine Jiskorliste (eine Liste der Erinnerung).⁶ Diese Liste wurde begonnen im Jahre 1727 vom damaligen Lehrer, so dass man, wenn es auch keine Grabsteine mehr gibt, doch bis auf das Jahr 1673 zurückblicken kann. Lassen Sie mich drei Personen erwähnen, von denen über den Namen hinaus noch etwas von ihrem Leben überliefert ist.

- Im Jahre 1693 starb Frau Gidel, Tochter des Meier. Von ihr heißt es, dass sie viele Jahre lang Tag für Tag fastete, mit Ausnahme der Sabbate und Festtage.

- Im Jahre 1700 starb Frau Kele, Tochter des Jakob. Ihre Gastfreundschaft gegen Arme wird besonders hervorgehoben.

- Dass auch schon zu dieser Zeit Lehrer oft von weiter kamen, zeigt die Notiz über Hachower Ruben, Sohn von Josua aus Lublin. Er war Religionslehrer in Bernkastel und Umgebung; er starb 1722 und wurde auf dem Friedhof in Wintrich beerdigt.

Die beiden Orte Bullay und Beilstein beherbergen beide einen Friedhof, der für die Juden in den umliegenden Orten zum zentralen Begräbnisplatz geworden ist. Auf die besondere Bedeutung von Beilstein weist Angelika Schleindl hin: „Die einzig durchgängige Geschichte einer jüdischen Gemeinde (im Kreis



Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Wittlich mit dem Symbol der Cohanim, der segnenden Hände.

Cochem-Zell, MB) ist in Beilstein nachzuweisen, das außerhalb des Kurtrierischen Herrschaftsbereichs liegt. Die Burgherren von Winneburg und das Karmeliterkloster nehmen während der Verfolgungen Juden auf und schützen sie; so auch 1418 bei der allgemeinen Austreibung der Juden aus dem Erzbistum Trier. 1517 erhält Coppelmann aus Beilstein Wohnrechte in Ellenz. 1530 löst sich Philipp von Winneburg mit Hilfe seiner Juden aus drückender Pfandschaft. Die bischöflichen Austreibungsedikte von 1263 und 1570 werden ebenfalls nicht ausgeführt. Noch heute erinnert das „Judenpfädchen“, der

kürzesten Fußweg (ca. 4 Stunden) zwischen Beilstein und den Gemeinden des Zeller Hamms, an die Handelswege, die von den Beilsteiner Juden benutzt wurden.“⁷

Nicht nur das „Judenpfädchen“, sondern auch das Synagogengebäude in Beilstein, das möglicherweise bereits aus dem 14. Jahrhundert stammt, erinnert bis heute an die Juden an die Juden von Beilstein.

Von der Verbundenheit mit der Heimat erzählt auch der Grabstein von David Lipmann, der 1884 gestorben ist; die in England lebenden Angehörigen haben diese Tafel in den 1970er Jahren anbringen lassen:

„Hier ist begraben
ein würdiger Mann, Herr Gedalja,
Sohn des Elieser Liebmann,
Er wurde geboren (am) 28. Siwan 590
und ging hin in seine Welt
(am) 21. Adar 644 nach kleiner Zählung.
Sohn einer Familie, die
verbunden war in Liebe zu ihrem Land
und zu ihren Nachbarn hier am Ort
– seit hunderten von Jahren. –
Die Gottesgebote waren ihr Körper,
Seine Lehre die Leuchte ihres Lebens.
Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens.
Daniel Lipmann
19.6.1830–18.3.1884“⁸

Machen wir einen Sprung an die Untermosel. Über die Schwierigkeiten, die die Mosel selbst für die jüdischen Gemeinden diesseits und jenseits des Flusses bot, erfahren wir einiges aus einer Korrespondenz zwischen dem jüdischen Konsistorium in Bonn, das zu dieser Zeit für die Juden im Regierungsbezirk Koblenz zuständig war, und den betroffenen Gemeinden.

Es gab einen Konflikt zwischen der jüdischen Gemeinde Kobern und den Juden von Dieblich, die zu

dieser Gemeinde gehörten. Die Juden von Dieblich, das auf der anderen Seite der Mosel gelegen ist, baten das Konsistorium um die Genehmigung, eine eigene Synagoge einrichten zu dürfen. Ein hauptsächlicher Grund waren die Probleme, vor allem im Winter, zum Gottesdienst in Kobern die Mosel überqueren zu müssen. Wörtlich heißt es im Bericht der Vorsteher der Synagoge in Koblenz an das Konsistorium in Bonn: „Fast alle Winter bei hohem Wasser, Eisgang oder zu kalter Witterung (pflegen) die Gemeinden Dieblich und Niederfell ganz auszubleiben. Der Gottesdienst wurde alsdann deswegen zu Cobern doch nicht gestört, sondern das Fehlende zum Minian durch Dingleute aus den oben erwähnten benachbarten Gemeinden ersetzt.“ (Oben genannt wurden Bassenheim, Ochten-dung, Münster, Mertloch u.a. von dort kamen also wohl Männer nach Kobern, um die Zehnzahl für den Gottesdienst sicherzustellen). Weiter heißt es:

„Die umständliche, kostspielige und gefährliche Überfahrt der Mosel zieht unstreitbar mehrere große Hindernisse zur Übung des Gottesdienstes und Bewohnung der Schule nach sich. Die Dieblicher Gemeinde ist die erste nicht, welche darüber Beschwerde geführt hat. Vor einigen Jahren die katholischen Einwohner der Gemeinde Niederfell, welche zu der Pfarrkirche zu Gondorf angewiesen worden, gaben schon den nämlichen Grund nachdrücklich an. Sie wurden darauf auch abgesondert und haben ihre eigene Kirche und ihren Pastor im Ort selbst erhalten.... Die Kosten der Dingleute sind beiderseits nicht beträchtlich und kaum zu achten. Wenn einer auf bestimmte Zeit bedungen wird, so erhält er nur alle halbe Jahr ein Paar neue Schuhe nebst freier Kost und Logis auf dem Tag seines Aufenthaltes.“⁹ Die Dieblicher Juden haben es erreicht, eine eigene Synagoge zu erhalten.

Diese kleine Episode zeigt eine der Schwierigkeiten auf, mit denen die kleinen Gemeinden an der Mosel



Zeigten sich erfreut über das Ergebnis: Dr. Harald Baulig (Paulinus-Verlagsleiter), Prof. Dr. Reinhold Bohlen (Herausgeber), Dr. Marianne Bühler (Text) und Uwe F. W. Bauer (Farbfotos) (von links nach rechts) bei der Buchvorstellung in Bernkastel-Kues.

immer zu kämpfen hatten: Wie kann der Gottesdienst sichergestellt werden? Wie kann man für die Kinder den Religionsunterricht organisieren?

Lassen Sie mich abschließen mit einem Blick nach Koblenz. Dort befindet sich der weitaus größte und auch älteste Friedhof an der Mosel von Konz bis Koblenz. Natürlich hatte auch dieser Friedhof eine sehr wechselvolle Geschichte. Und natürlich wurden auch dort in der Zeit des Nationalsozialismus viele Grabsteine geschändet und abtransportiert. Nach dem Krieg wurden sie nach Möglichkeit mühsam wieder hergestellt. Aber zwei Dinge sind ungewöhnlich auf

dem Friedhof in Koblenz: zum einen ist dort ein christliches Ehepaar begraben, das sich in der Nazizeit besonders um den Friedhof gekümmert hat.¹⁰ Außerdem existiert auf dem Friedhof in Koblenz noch eine ehemalige Leichenhalle. Aber schon seit der frühen Nachkriegszeit ist es nicht mehr die Leichenhalle der Gemeinde, sondern ihre Synagoge. Schon nach dem Pogrom der so genannten Reichskristallnacht fand dort für den Rest der noch in Koblenz verbliebenen Gemeinde der Gottesdienst statt. Die Leichenhalle wurde dann in der Nachkriegszeit zur Synagoge umgebaut und dient diesem Zweck bis

heute. So ist sie ein Zeichen dafür, dass trotz aller Verfolgung das jüdische Leben in unserer Region nicht ganz ausgelöscht wurde.

Schluss

Ich bin am Ende meiner kleinen Reise von Konz bis Koblenz angekommen. Wirft man einen Blick in die Gegenwart, so ist die Situation so ähnlich, wie sie bereits im Mittelalter gewesen ist: jüdische Gemeinden gibt es nur noch in Koblenz und Trier. Diese aber sind seit einigen Jahren in einem rapiden Wachstum begriffen. Und so kann man, auch wenn es etwas paradox klingen mag, doch sagen, dass auf den jüdischen Friedhöfen dieser Städte wieder „Leben“ eingekehrt ist. Diese Friedhöfe sind nicht mehr nur Zeugnisse der Vergangenheit, sondern Zeugnisse eines sich weiter entwickelnden jüdischen Lebens in Deutschland. Unser Buch über die jüdischen Friedhöfe an der Mosel erzählt von guten, aber auch von vielen schlechten Zeiten, von Abgrenzungen und Verfolgungen. Wenn dieses Buch durch seine Erinnerung an die Vergangenheit des Landjudentums an der Mosel dazu beitragen kann, dass jüdische Menschen in diesem Land in Zukunft hier sicher und ohne Angst leben können, auch ohne Angst davor, dass die Gräber ihrer Angehörigen geschändet und zerstört werden, dann hat es seinen Zweck erfüllt.

Anmerkungen

- ¹ Adolf Kober, Von jüdischen Friedhöfen im Rheinland, in: Aus der Geschichte der Juden im Rheinland. Jüdische Kult- und Kunstdenkmäler (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 1931, Heft 1), Düsseldorf 1931, S. 7–10; hier: S. 7.
- ² Franz Botzet: Chronik der Gemeinde Neumagen-Dhron, 1991, S. 399.
- ³ Landeshauptarchiv Koblenz, Best. 655,27, Nr. 106
- ⁴ Schmitt, Christoph: Spuren einer jüdischen Vergangenheit – Das Beispiel Trittenheim, in: Sachor 1996, Heft 11, S. 26–33; hier: S. 33.
- ⁵ Franz-Josef Ziwes, Studien zur Geschichte der Juden im mittleren Rheingebiet während des hohen und späten Mittelalters, Hannover 1995, S. 313f.
- ⁶ Hugo Friedmann, Festschrift zur Feier des 75jährigen Bestehens der Synagoge in Berncastel-Cues, Berncastel-Cues 1927, S. 13–16.
- ⁷ Angelika Schleindl, Die Geschichte der Juden im Landkreis Cochem-Zell, in: Menora 10/1999, S. 271–304; hier: 276.
- ⁸ Angelika Schleindl, Spuren der Vergangenheit. Jüdisches Leben im Landkreis Cochem-Zell, Briedel 1996, S. 54 (Übersetzung aus dem Hebräischen: Martina Strehlen und Leo Trepp).
- ⁹ Dokumentation zur Geschichte der Juden in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945, Bd.4, Koblenz 1974, S. 74f.
- ¹⁰ Es handelt sich um das Ehepaar Decker, das den Friedhof auch in der Nazizeit betreute und deshalb auch dort begraben ist. Vgl. Elmar Ries, wozu menschen fähig sind. die reichspogromnacht 1938 in koblenz. Stadtbibliothek, Koblenz 1988

Eine Reise nach Nordamerika

Emil-Frank-Institut hält Verbindung zu jüdischen Familien

Der älteste, von dem man weiß, dass er den Namen „Dublon“ angenommen hat, war David Joseph, geboren 1730. Mit ihm beginnt der inzwischen sehr umfangreiche Stammbaum der Familie Dublon. Angefangen mit den Veröffentlichungen von Maria Weinmehs über die Juden in Wittlich, haben einige andere Personen weiter recherchiert und vor allem auch vieles von solchen Personen ergänzen können, die schon vor langer Zeit in die USA oder anders wohin, jedenfalls aus Wittlich, ausgewandert sind.

In Ellenville im Staat New York haben sich im Juli 2001 Nachkommen von David Joseph (Dublon) und seiner Ehefrau Rachel Salomon getroffen, die Jüngste gerade vier Jahre alt, die ältesten über siebzig. Aus Wittlich nahm Dr. Marianne Bühler an diesem Treffen teil. Schon zwei Jahre zuvor war eine kleinere Gruppe der Dublon-Nachkommen in Wittlich zusammen gekommen, das Emil-Frank-Institut hatte damals organisatorische Hilfestellung geleistet.

Die einzige Teilnehmerin, die in Wittlich geboren wurde, war Ruth Grossmann geb. Dublon, wohnhaft in Florida, die auch bei dem Besuch der ehemaligen Wittlicher Juden im Jahr 1991 in Wittlich war. Einige hatten sich eingefunden, deren Vorfahren schon im 19. Jahrhundert in die USA ausgewandert sind, und die natürlich einen ganz anderen Hintergrund hatten. Es gibt aber auch Beziehungen in andere Orte des Eifel-Mosel-Raums, so etwa nach Neumagen, wo der Vater einer Teilnehmerin geboren wurde, oder in die nördliche Eifel bei Kall. Für alle war es interessant, die Heimat ihrer Vorfahren kennenzulernen.

Der Videofilm, den Werner Bühler über die Stadt Wittlich im Mai/Juni 2001 gedreht hatte, war Grund-

lage für ein längeres Gespräch über die Stadt und ihre Geschichte. Die Tradition des weitgehend von Juden getätigten Viehhandels, dessen Hintergründe und Wandlungen im Laufe der Zeit, kamen zur Sprache. Ein Teil des Gesprächs drehte sich um die Ereignisse in der Zeit des Nationalsozialismus, der Vertreibung und Verfolgung der Juden. Besonders wichtig und interessant war für die Teilnehmenden auch, wie sich die Stadt Wittlich mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt hat, was etwa in der Arbeit des Arbeitskreises „Jüdische Gemeinde Wittlich“, der Ausstellung in der ehemaligen Synagoge und der Arbeit des Emil-Frank-Instituts zum Ausdruck kommt. Für eine Teilnehmerin, die Anfang der achtziger Jahre Wittlich besucht hat und damals nur sehr wenig Resonanz fand, war der Wandel, der inzwischen eingetreten ist, sehr erfreulich. Von allen begrüßt wurde die Tatsache, dass es im Emil-Frank-Institut eine Anlaufstelle gibt, an die man sich bei Fragen nach der Familiengeschichte, auch über Wittlich hinaus, oder bei der Planung eines Besuches wenden kann. Die Internetseite der Stadt Wittlich wird, wie auch von den Mitgliedern der Familie Hess, immer wieder genutzt, um zu erfahren, was heute in der Stadt der Vorfahren passiert. Und von daher war natürlich auch die Frage naheliegend, was es eigentlich mit den Schweinen in Wittlich auf sich hat.

Auch in Vancouver, Kanada, gab es ein Treffen, an dem Dr. Bühler teilnehmen durfte. Hier haben sich enge Verwandte, allesamt Kinder der fünf in Wittlich geborenen Geschwister Hess aus der Metzgerei am Schlossberg, mit ihren Lebenspartnern getroffen.



Heute leben sie, wie auch die Teilnehmenden des ersten Treffens, in den USA, in Israel bzw. Kanada. Nach der Emigration der Eltern und der Großmutter, von denen Siegfried der erste war, der nach Palästina ging, und Bernhard der letzte, der Wittlich im Jahre 1938 verließ, siedelten diese sich zunächst alle in Israel an, und die Kinder wuchsen im engen Kontakt zueinander auf. Da gab es natürlich sehr viel an persönlichen Erinnerungen auszutauschen und aufzufrischen. „Wittlich“ war dabei ein Stichwort, das die Gespräche der älteren Generation immer wieder bestimmte. Und natürlich findet sich dieser Name auch auf den Urkunden, Briefen und anderen Dokumenten, die jetzt im Besitz der Kinder sind, da alle fünf Hess-Geschwister der älteren Generation

inzwischen gestorben sind. Fotos aus der Jugendzeit der Eltern stammen ebenfalls sehr häufig aus Wittlich. Einiges konnte dabei geklärt werden, auch durch die Hilfe beim Übersetzen. So war man, nachdem Dr. Bühler den Lehrlingsbrief von Paul Hess übersetzt hatte, erstaunt darüber, dass man in Deutschland drei Jahre lang lernen muss, um Metzger zu werden. Aber es ergaben sich auch, wie bei der Begegnung in Ellenville, viele Gespräche darüber, wie Wittlich heute aussieht, was dort passiert etc. Gemeinsame Unternehmungen in die beeindruckende Landschaft rund um Vancouver rundeten die Begegnung ab.

Neben diesen beiden Treffen konnte Dr. Bühler auch einzelne, vorwiegend ältere ehemalige Wittlicher



Nachkommen der Dublons aus Wittlich mit ihren Familien in New York, USA, beim Treffen im Juni 2001, links (sitzend): Dr. Marianne Bühler vom Emil-Frank-Institut.

Eine Reise nach Nordamerika

Emil-Frank-Institut hält Verbindung zu jüdischen Familien

Der älteste, von dem man weiß, dass er den Namen „Dublon“ angenommen hat, war David Joseph, geboren 1730. Mit ihm beginnt der inzwischen sehr umfangreiche Stammbaum der Familie Dublon. Anfangen mit den Veröffentlichungen von Maria Weinmehs über die Juden in Wittlich, haben einige andere Personen weiter recherchiert und vor allem auch vieles von solchen Personen ergänzen können, die schon vor langer Zeit in die USA oder anders wohin, jedenfalls aus Wittlich, ausgewandert sind.

In Ellenville im Staat New York haben sich im Juli 2001 Nachkommen von David Joseph (Dublon) und seiner Ehefrau Rachel Salomon getroffen, die Jüngste gerade vier Jahre alt, die ältesten über siebzig. Aus Wittlich nahm Dr. Marianne Bühler an diesem Treffen teil. Schon zwei Jahre zuvor war eine kleinere Gruppe der Dublon-Nachkommen in Wittlich zusammen gekommen, das Emil-Frank-Institut hatte damals organisatorische Hilfestellung geleistet.

Die einzige Teilnehmerin, die in Wittlich geboren wurde, war Ruth Grossmann geb. Dublon, wohnhaft in Florida, die auch bei dem Besuch der ehemaligen Wittlicher Juden im Jahr 1991 in Wittlich war. Einige hatten sich eingefunden, deren Vorfahren schon im 19. Jahrhundert in die USA ausgewandert sind, und die natürlich einen ganz anderen Hintergrund hatten. Es gibt aber auch Beziehungen in andere Orte des Eifel-Mosel-Raums, so etwa nach Neumagen, wo der Vater einer Teilnehmerin geboren wurde, oder in die nördliche Eifel bei Kall. Für alle war es interessant, die Heimat ihrer Vorfahren kennenzulernen.

Der Videofilm, den Werner Bühler über die Stadt Wittlich im Mai/Juni 2001 gedreht hatte, war Grund-

lage für ein längeres Gespräch über die Stadt und ihre Geschichte. Die Tradition des weitgehend von Juden getätigten Viehhandels, dessen Hintergründe und Wandlungen im Laufe der Zeit, kamen zur Sprache. Ein Teil des Gesprächs drehte sich um die Ereignisse in der Zeit des Nationalsozialismus, der Vertreibung und Verfolgung der Juden. Besonders wichtig und interessant war für die Teilnehmenden auch, wie sich die Stadt Wittlich mit dieser Vergangenheit auseinandergesetzt hat, was etwa in der Arbeit des Arbeitskreises „Jüdische Gemeinde Wittlich“, der Ausstellung in der ehemaligen Synagoge und der Arbeit des Emil-Frank-Instituts zum Ausdruck kommt. Für eine Teilnehmerin, die Anfang der achtziger Jahre Wittlich besucht hat und damals nur sehr wenig Resonanz fand, war der Wandel, der inzwischen eingetreten ist, sehr erfreulich. Von allen begrüßt wurde die Tatsache, dass es im Emil-Frank-Institut eine Anlaufstelle gibt, an die man sich bei Fragen nach der Familiengeschichte, auch über Wittlich hinaus, oder bei der Planung eines Besuches wenden kann. Die Internetseite der Stadt Wittlich wird, wie auch von den Mitgliedern der Familie Hess, immer wieder genutzt, um zu erfahren, was heute in der Stadt der Vorfahren passiert. Und von daher war natürlich auch die Frage naheliegend, was es eigentlich mit den Schweinen in Wittlich auf sich hat.

Auch in Vancouver, Kanada, gab es ein Treffen, an dem Dr. Bühler teilnehmen durfte. Hier haben sich enge Verwandte, allesamt Kinder der fünf in Wittlich geborenen Geschwister Hess aus der Metzgerei am Schlossberg, mit ihren Lebenspartnern getroffen.

besuchen, die in New York und Umgebung wohnen, und fast alle 1991 Wittlich besucht haben: Angehörige der Familie Ermann vom Marktplatz, Kurt Ermann, Schlossstr., Trude Wittner geb. Wolff und Benno Illfelder. Alle sind bis heute froh darüber, dass dieser Besuch mit seinen vielen Begegnungen stattgefunden hat, und dass sie daran teilgenommen haben. Heute wären die meisten nicht mehr in der Lage, eine solche Reise auf sich zu nehmen. Umso wichtiger ist es, Kontakte auch zu der nächsten Generation aufzubauen bzw. weiter zu pflegen, was bei beiden Treffen der Fall war. Als die ehemals Wittlicher Juden 1991 auf Einladung der Stadt

Wittlich zu Gast waren, ergaben sich zwischen den Mitgliedern des Arbeitskreises und den Kindern dieser älteren, noch in Wittlich geborenen Personen, die ihre Eltern auf dieser Reise begleiteten, erste intensive Gespräche. Kontakte und Freundschaften sind entstanden, die sich zum Teil bis heute erhalten konnten bzw. im Laufe der Jahre vertieft wurden. Neue Beziehungen, wie vor allem bei den Nachkommen der Dublons, sind hinzugekommen. Und es ist zu hoffen und zu erwarten, dass sich in den nächsten Jahren immer mal wieder Besucher in Wittlich einfinden werden, die auf den Spuren ihrer Vorfahren unterwegs sind. Marianne Bühler

Veranstaltungen im Rahmen des Emil-Frank-Forums:

- „Juden im antiken Trier“, Dr. Hans-Joachim Kann, 16. Mai 2001.

Gedenkarbeit

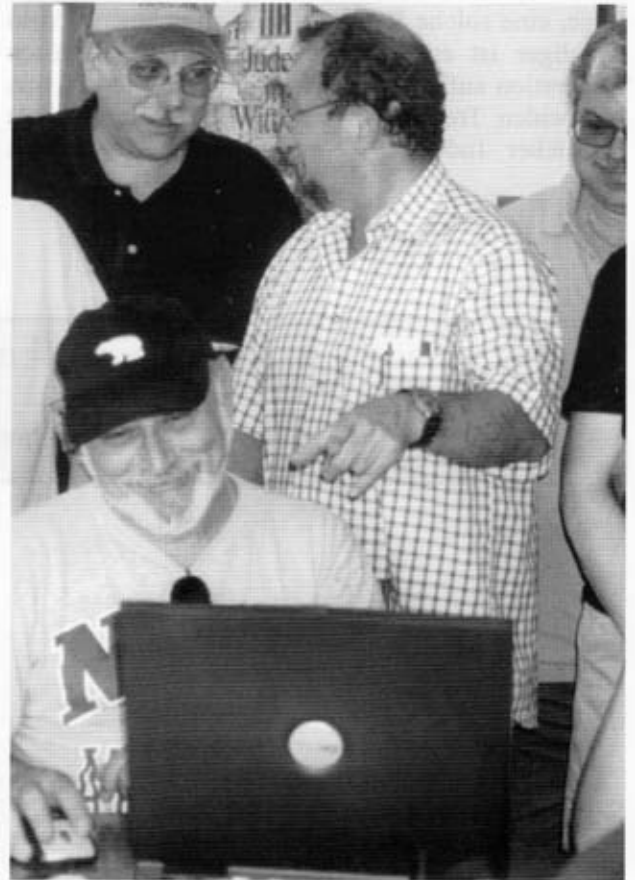
„Hess und Heck“ – eine virtuelle Begegnung

Vorwort (von Marianne Bühler):

Im Juli 2001 fand in Vancouver, Kanada, ein Familientreffen der Familie Hess statt, alles Cousins und Cousins, deren Eltern aus Wittlich stammten. Ich durfte ebenfalls daran teilnehmen und lernte u.a. Susan kennen, die Frau von Sam, der wiederum der Sohn von Bernhard Hess ist, der als letzter der Familie Wittlich 1939 verließ. Susan arbeitet als Bibliothekarin in einer Schule in Brooklyn, New York. Im Frühjahr 2001 schickte sie mir einen Briefwechsel mit Alfons Heck, ebenfalls in Wittlich aufgewachsen und heute in den USA zu Hause. Dieser Briefwechsel und seine Vorgeschichte sind hier abgedruckt:

Eine persönliche
und berufliche Erfahrung
von Susan Hess, New York

Dieser Bericht handelt davon, wie ein Buch und die Bequemlichkeit und Schnelligkeit der elektronischen Post mein Leben verändert haben. Ich las das Buch „Parallel Journeys“, eine Biografie über das Leben von Helen Waterford, einer Überlebenden des Holocaust, und von Alfons Heck, einem Leiter in der Hitlerjugend, zum ersten Mal auf einer Reise nach Israel im Sommer 2000, als wir die Familie meines



*Mitglieder der Familie Hess erfassen familien-
geschichtliche Daten im Computer, Vancouver 2001.*

Mannes besuchen wollten. Ich kannte meinen Mann und seine Eltern schon, seit ich 13 Jahre alt war, und so hatte ich natürlich viele Geschichten über das Leben in Wittlich, Deutschland, gehört, und wusste, was es bedeutete, ein jüdischer Geschäftsmann zu sein, als die Nazis 1933 an die Macht kamen. Zu meiner großen Überraschung wuchs Alfons Heck auch in Wittlich auf.

Nachdem ich das Buch gelesen hatte und darüber mit der Familie gesprochen hatte, entschied mein Mann und seine israelischen Cousins und Cousins, das erste „Hess-Familientreffen“ zu organisieren. Obwohl die Idee, sechs Cousins und Cousins aus Israel und fünf aus den USA und Kanada zusammenzubringen, unmöglich schien, waren wir in der Lage, alle Arrangements durch einen familiären Verteiler in der E-Mail zu treffen. Im Juli 2001 trafen sich drei der sechs Cousins und Cousins aus Israel und die fünf aus Nordamerika in Vancouver, um Bilder, Dokumente und Geschichten auszutauschen, die sie von ihren Eltern gehört hatten, vor allem darüber, wie es war, in Wittlich aufzuwachsen.

Im Oktober bereitete ich eine Bibliografie für eine Präsentation über unsere Erfahrung mit „Parallel Journeys“ für Schulbibliothekare (und wie ich die gesammelten Dokumente inklusive Geburtsurkunden und Pässe einsetzen wollte) vor. Während dieser Arbeit fand ich die E-Mail-Adresse von Alfons Heck. Ich entschloss mich, ihm zu schreiben und ihn einiges über seine Kindheit in Wittlich zu fragen. Dieser Brief war der Anfang einer erstaunlichen Korrespondenz. Seine Briefe waren offen und ehrlich und wie ein gut geschriebenes historisches Buch zu lesen.

Im Februar 2002 las ich „Parallel Journeys“ wieder, diesmal mit einer Gruppe von Mädchen. Sie nannten sich selbst „The Seven Inquiring Minds“ – „Die sieben Forscherinnen“. Während die Schülerinnen

lasen, bat ich sie, sich alle Fragen zu merken, die ihnen während des Lesens kamen, damit wir sie diskutieren könnten. Die Schülerinnen haben viele interessante Themen zusammengebracht. Nachdem ich zunächst Herrn Heck gefragt hatte, ob er bereit sei, ihre Fragen zu beantworten, sollten sie entscheiden, welche Fragen sie ihm stellen wollten. Viele Fragen waren sehr anklagend, sie machten ihn persönlich verantwortlich für die Handlungen Adolf Hitlers. Wir sprachen weiter darüber, so dass sie die Sache von verschiedenen Seiten sehen konnten. Gleichzeitig erklärte ich ihnen, wie man Fragen formuliert, die als Antwort nicht nur „Ja“ oder „Nein“ zur Folge haben. Gemeinsam schrieben sie jetzt einen Brief an Herrn Heck, erklärten wer sie sind, und was sie gerade lernten. Sie stellten ihm sechs Fragen, von denen sie dachten, dass sie ihn provozierten. Ich schickte ihm den Brief über meine persönliche E-Mail-Adresse. Am gleichen Abend antwortete er auf die Fragen der Schülerinnen, ehrlich und direkt. Für die Schülerinnen war dies eine wunderbare Erfahrung. Sie haben ein Zeugnis bekommen von einem, der eine sehr dunkle Periode unserer Geschichte selbst erlebt hat.

Ohne E-Mail wäre weder das Hess-Treffen noch die spätere Korrespondenz mit Alfons Heck möglich gewesen.

Der Briefwechsel per E-Mail

22. März 2002

Lieber Herr Heck,

ich möchte Ihnen danken, dass Sie einverstanden sind, einige Fragen zu „Parallel Journeys“ zu beantworten, die meine Schülerinnen von der „Juan Morel Campos Intermediate School 71“ Ihnen stellen möchten. Ich werde unsere Fragen und Ihre

Antworten zusammen mit unserer vorherigen Korrespondenz und mit Dokumenten der Familie Hess einer Gruppe von Lehrern der „New York City Social Studies“ vorstellen.

Ich freue mich, bald von Ihnen zu hören.

Freundliche Grüße,

Susan

22. März 2002

Lieber Herr Heck,

wir sind sieben Schülerinnen der „Juan Morel Campos Intermediate School 71“ in Williamsburg, Brooklyn, New York. Unsere Namen sind Erica A., Erika C., Jasmine, Jocelyn, Tatiana, Jennifer und Ingrid. Wir sind alle in „eighth grade“ und haben gerade „Parallel Journeys“ fertig gelesen. Wir denken, Ihr Buch war sehr interessant, und wir haben dadurch eine Menge erfahren. Wir haben das Buch mit Frau Susan Hess gelesen, unserer Schulbibliothekarin.

Als wir angefangen haben, das Buch zu lesen, waren wir drauf und dran, Sie und ihre Kameraden für alles verantwortlich zu machen, was wir über den Holocaust wussten, von dem, was wir bisher gelernt hatten. Nachdem wir das Buch gelesen haben und die Themen mit Frau Hess diskutiert haben, können wir die Sache nun aus Ihrer Perspektive sehen und verstehen, warum Sie getan haben, was Sie taten. Wir möchten Ihnen gern ein paar Fragen stellen, damit wir noch besser verstehen, wie es im Zweiten Weltkrieg war.

Wir möchten Ihnen für Ihre Zeit und Ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit danken. Wir hoffen, Sie antworten bald.

Freundliche Grüße

„Seven Inquiring Minds.“

22. März 2002

Liebe Erica A., Erica C., Jasmin, Jocelyn, Tatiana,

Jennifer und Ingrid,

Vielen Dank, dass ihr „Parallel Journeys“ mit Frau Hess, eurer Schulbibliothekarin, gelesen habt. Ihr konntet keine bessere Lehrerin haben. Wegen des Schicksals ihrer Familie hat sie ein großes persönliches Interesse an der Geschichte der Nazi-Verfolgung.

Ich werde eure Fragen ehrlich beantworten, und in der Reihenfolge, in der ihr sie gestellt habt.

I.S. 71: Haben Sie sich stolz gefühlt, während einige Ihrer deutschen Führer Juden getötet haben oder ihr Eigentum zerstörten?

Alfons Heck: Ich muss zugeben, dass ich auf einige unserer Führer stolz war, während sie jüdisches Eigentum zerstörten. Ich denke besonders an die „Kristallnacht“, die „Nacht des zerbrochenen Glases“ im November 1938. Ich war ein Augenzeuge der Zerstörung, zehn Jahre alt, und obwohl ich tief geschockt war von der Gewalt, die den jüdischen Nachbarn angetan wurde, die ich mein ganzes kurzes Leben lang gekannt hatte, akzeptierte ich trotzdem die Linie der Propaganda, die sagte, dass diese Zerstörung durch den Mord an Ernst von Rath hervorgerufen worden war. Er war Legationssekretär in der Deutschen Botschaft in Paris. (Herschel Grynszpan, ein junger polnischer Jude, war in die Botschaft eingedrungen mit dem Ziel, den Botschafter zu töten, um die Aufmerksamkeit der Welt auf die Verfolgung der Juden und seiner eigenen Familie zu lenken).

Um es in einen tieferen und persönlicheren Zusammenhang zu bringen, würde ich wünschen, ihr würdet mein erstes Buch „A Child of Hitler. Germany in the Days when God wore a Swastika“ („Ein Kind Hitlers. Deutschland in den Tagen, als Gott ein Hakenkreuz trug“) lesen. Vielleicht habt ihr dieses und den Nachfolgebund „The Burden of Hitler's Legacy“

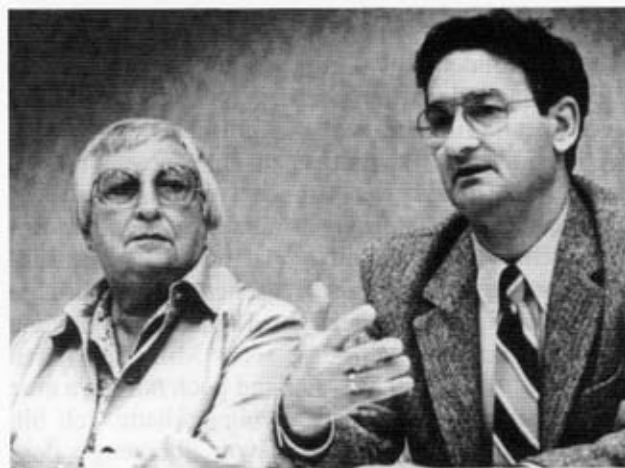
(„Die Last von Hitler's Erbe“) in eurer Schulbibliothek. Viele öffentliche Büchereien haben es in ihrem Bestand, und es ist auch über das Internet zu bekommen. (...) Die BBC hat dieses Buch 1987 gefunden und mich gebeten, 1988 nach Nürnberg zu kommen, um für die Dokumentation „The Fatal Attraction of Adolf Hitler“ („Die verheerende Anziehungskraft von Adolf Hitler“) gefilmt zu werden. Als HBO diesen Film sah, wollten sie mit mir alleine eine Dokumentation machen. Das Ergebnis war „Heil Hitler. Bekenntnisse eines Hitler-Jungen“. Der Film ist von jüdischen Gesellschaften stark unterstützt worden, denn er ist eine unerschrockene Rechenschaft darüber, wie junge Deutsche fanatisiert wurden. Auch diese Dokumentation gibt es in vielen öffentlichen Büchereien, Schulen und Universitäten. Ich fange alle meine Lesungen damit an. (Ich habe ein „Emmy and Peabody“ für den Film bekommen.)

Übrigens: in jeder Suchmaschine findet ihr alle diese Informationen unter „Alfons Heck“. Amazon Books online hat auch ein langes Interview mit mir auf der Website des Buches.

Nach dieser langen Vorrede möchte ich fortfahren, aber ich denke, es ist wichtig, dass ihr herausfindet, was mich motiviert hat, Hitler zu folgen.

I.S. 71: Haben Sie geglaubt, dass die Juden minderwertig sind, genauso wie Hitler über sie dachte, oder haben Sie einfach getan, was alle anderen auch getan haben?

Alfons Heck: Ich habe nie, zu keiner Zeit, geglaubt, dass die Juden mir intellektuell unterlegen seien. Im Gegenteil: Hitler ermahnte uns, die, in seinen Worten, „gerissene und teuflische Genialität der Juden“ zu beachten. Aber ich war davon überzeugt, dass die Juden eine minderwertige RASSE waren. Das war natürlich die Folge der ununterbrochenen Propaganda-



Helen Waterford und Alfons Heck Anfang der 1980er Jahre.

trommel, die uns von dem Zeitpunkt an, als wir mit sechs Jahren in die Schule kamen, umgab. Bedauerlicherweise wagten nur wenige erwachsene Deutsche, dieser Indoktrination ihrer Kinder zu widerstehen. Um es einfach zu sagen: Hitler war erfolgreich darin, die Juden in Deutschland zu den Sündenböcken zu machen für alles Unglück, das uns zugefügt worden war. Ich war vollkommen davon überzeugt, dass die Juden dabei waren, in einem internationalen Kreuzzug zusammen mit dem Sowjet-Regime in Russland Deutschland zu zerstören. Auf der persönlichen Ebene habe ich nie einen Juden gehasst. Wenn ihr es schwierig findet, das zu glauben, bitte lest mein erstes Buch. Ihr werdet feststellen, dass wir einige jüdische Nachbarn hatten. Nicht nur das, mein allererster Schulfreund, Heinz, war jüdisch und ich habe viel Zeit bei ihm zu Hause verbracht. Ich bin auch ein paar Mal in die Synagoge gegangen, wenn die Familie uns zu einer Hochzeit o.ä. eingeladen hatte.

Auf der anderen Seite kam ich zu der Überzeugung, dass die Juden aus Gründen der Sicherheit aus Deutschland deportiert werden müssten. Ihr müsst euch daran erinnern, dass die jüdische Bevölkerung weniger als ein Prozent ausmachte, etwa 550.000 Personen. Das ist der Grund dafür, dass in dem Bewusstsein der meisten Deutschen die Juden einfach still verschwunden sind. Innerhalb Deutschlands sahen nur wenige Menschen je eine brutale Deportation. Bis zum heutigen Tag akzeptieren viele Deutsche einfach nicht, dass sechs Millionen Juden getötet wurden, weil Deutschland doch nur etwa eine halbe Million (jüdischer Einwohner) hatte. Ich bin keiner von ihnen. Ich bin davon überzeugt, dass Hitler jeden Juden töten wollte, der in deutsche Hände fiel, und dass er dabei sehr erfolgreich war.

Übrigens: Traudl Junge, die letzte Sekretärin Hitlers, starb vor ein paar Wochen. Sie und ich, wir tauchen in dem BBC-Film auf, und wir wurden Freunde. Wir telefonierten, tauschten Briefe aus, und sie sagte mir, dass „A Child of Hitler“ das ehrlichste Buch ist, das sie je über die Hitler-Jugend gelesen hat. Traudl Junge sagte mir, dass jeder vom Personal Hitlers ratlos war angesichts seines unersättlichen Judenhasses. Sie versicherte mir außerdem, dass Hitler die Todeslager nie besonders erwähnt hat. Es war eine Sache, die vor ihren Ohren nie besprochen wurde.

I.S. 71: Wenn Hitler die Juden hasste, warum verfolgte er dann die Zeugen Jehovas und die Sinti und Roma?

Alfons Heck: Hitler verfolgte die Zeugen Jehovas, weil sie es ablehnten, Waffen zu tragen, geschweige denn, in die deutsche Armee zu gehen. Das alleine war schon ein Kapitalverbrechen. Die Sinti und Roma wurden weithin von den meisten Deutschen als eine Landplage angesehen wegen ihres unbeständigen Lebensstils und dem weit verbreiteten Dieb-

stahl. Diese Sicht hat sich übrigens wenig verändert. Die meisten Europäer verabscheuen die Sinti und Roma wegen dieses Lebensstils. In Paris beispielsweise spionieren Sinti und Roma den Metrofahrern nach und stehlen ihre Geldbörsen. Französische Behörden haben gelegentlich Warnschilder wegen umherziehender Banden von Sinti und Roma aufgestellt. Sinti und Roma werden weiterhin verfolgt, vor allem in Rumänien und der Tschechischen Republik, und das wird sich kaum ändern. Bis heute haben erst wenige dieser Opfer der Naziverfolgung eine Entschädigung erhalten.

I.S. 71: Hatten Sie irgendeine Kenntnis davon, wie die Juden während des Krieges behandelt wurden?

Alfons Heck: Nachdem die Juden meiner Heimatstadt 1940 deportiert worden waren, habe ich nie wieder einen Juden gesehen. Ich war vollkommen davon überzeugt, dass sie als Sklavenarbeiter für Deutschland in Polen arbeiten würden und in anderen Teilen des Gebietes, das von der deutschen Armee erobert worden war. Ich akzeptierte die Linie der Partei, „dass die Juden durch ihre Arbeit zu büßen hätten für ihre Verbrechen gegen Deutschland“. Aber dann 1944, als ich zu einer Hitler-Jugend-Einheit an der Westfront abkommandiert war, freundete ich mich mit einem verwundeten deutschen Panzeroffizier an; sein Name war Hans Leiwitz. Ich merkte schnell, dass er Hitler nicht mochte. Eines Abends, als er ziemlich viel getrunken hatte, erklärte er aus heiterem Himmel, dass er und ich einem Massenmörder namens Hitler dienen würden. Er erzählte mir dann, dass er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte, dass die SS in Polen Juden in großer Zahl getötet hatte. Ich war so darüber aufgebracht, was ich für eine Verleumdung gegen Hitler hielt, dass ich darüber nachdachte, ihn der Gestapo zu übergeben. Er spürte das, und am nächsten Abend erzählte er mir genau, was er

gesehen hatte, vor allem eine Massenexekution von mindestens tausend Männern, Frauen und Kindern nahe bei Kiew in Russland. Ich glaubte dies voll und ganz, aber ich konnte nicht akzeptieren, dass Hitler plante, alle Juden zu töten. Ich habe dies nicht akzeptiert, bis ich persönlich die Bekenntnisse unserer Führer beim Nürnberger Kriegsverbrechertribunal 1945 gehört habe.

I.S. 71: Wenn Sie irgend etwas von der Vergangenheit ändern würden, was wäre es, und warum?

Alfons Heck: Würde ich irgend etwas von der Vergangenheit ändern? Das ist eine Frage, auf die es eigentlich keine Antwort gibt. Es gab keinen Weg, dass meine eigene Familie Deutschland je verlassen hätte. Ich lebte auf einem sehr schönen Bauernhof. Ich war ein Mitglied der „Herrenrasse“ mit einer anscheinend unbegrenzten und großen Zukunft vor mir. Mein Ziel war es, ein Kampfpilot zu werden, nicht ein hochrangiges Mitglied der Hitler-Jugend. Die Wahrheit ist, dass ich das meiste in meinem Leben in Nazi-Deutschland genossen habe, vor allem das Fliegen. Wie alle meine Kameraden war ich davon überzeugt, dass es unsere höchste Pflicht war, wenn es nötig sein sollte, für Deutschland zu sterben. Wenn ich Hitler's wirkliche Besessenheit gekannt hätte, hätte ich sicherlich nicht versucht, so erfolgreich in der Hitler-Jugend zu werden, wie ich es wurde. (Viele Jungen versuchten, so wenig zu tun wie sie konnten, aber wir waren alle gefangen. Es

gab keinen Weg, der Verpflichtung in der Hitler-Jugend zu entkommen, es sei denn, ein Junge oder ein Mädchen war ernsthaft krank oder behindert. Wenn man ernstlich geistig zurückgeblieben war, konnte es passieren, dass man getötet wurde.)

I.S. 71: Was denken Sie jetzt über Hitler?

Alfons Heck: Ich verabscheue Hitler als den Totengräber des Deutschlands, das ich geliebt habe. Er ist nicht nur verantwortlich für den sinnlosen Tod der Hälfte meiner Schulklasse von 1933, sondern er hat unermeßliches Leid über viele Millionen Menschen gebracht. Das gilt vor allem für Juden und Deutsche. Durch seinen immensen Wahnsinn wurde unser Land ein Trümmerhaufen, und bis zum Ende meines Lebens habe ich die Last zu tragen, dass ich einmal diesen Mann bewundert habe. In einem ganz wirklichen Sinn sind meine Bücher und meine Arbeit mit Helen Waterford eine Busse für diese falsche Loyalität.

Ich habe euch, ihr jungen Damen, in solcher Ausführlichkeit geschrieben, denn es ist offensichtlich durch die Art eurer Fragen, dass ihr wirklich an diesem dunklen Kapitel der Geschichte interessiert seid.

Wenn ihr noch andere Fragen haben solltet, würde ich glücklich sein, sie zu beantworten, aber vielleicht versucht ihr zuerst, „A Child of Hitler“ zu lesen. Darin werden alle Fragen, die ihr mir gestellt habt, ausführlich beantwortet.

Mit den allerbesten Wünschen, auch für Frau Hess,
Alfons Heck



Erste begeisterte Rückmeldungen aus Uruguay und den USA

Emil-Frank-Institut öffnet Datenportal im Internet

Wo lebten Juden im Kreis Bernkastel-Wittlich? Wie lebten sie und was wurde aus ihnen? In welchen Quellen erfahren wir etwas über sie? Wer Antworten auf diese Fragen sucht, wird jetzt im Internet fündig. Seit seiner Gründung im September 1997 hat sich das Emil-Frank-Institut unter anderem der Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte der (ehemaligen) jüdischen Gemeinden in der Stadt Wittlich und im Regierungsbezirk Trier verschrieben.

Zu diesem Zweck archivierten die Mitarbeiter des Instituts in oft mühsamer Kleinarbeit Quellmaterial, werteten es aus und erstellten zwei Datenbanken. „Zahlreiche Anfragen von Nachkommen jüdischer Bürger der Region Bernkastel-Wittlich – vor allem aus Nordamerika und Israel – brachten uns nun dazu“, so erläutert Prof. Dr. Reinhold Bohlen, „die institutseigenen Datenbanken weltweit über das Internet zugänglich zu machen.“ Auf der Homepage des Emil-Frank-Instituts (www.emil-frank-institut.de) kann über den Link Datenbankrecherche auf eine bedienungsfreundliche Suchmaske zugegriffen werden. Diese Suchmaske steht natürlich auch in englisch zur Verfügung.

Im Internet erstmals veröffentlicht ist die von Michael Lintz erstellte, umfangreiche „Genealogisch-biographische Datenbank zur Geschichte der Juden im Raum Bernkastel-Wittlich“.

Sie berücksichtigt vollständig die Arbeit von Maria Wein-Mehs: „Juden in Wittlich 1808–1942“. Darüber

Emil-Frank-Institut
an der Universität Trier und an der Theologischen Fakultät Trier



englisch deutsch **español**

- Startseite
- Wir über uns
- Veranstaltungen
- Neuerscheinungen
- Bibliothek
- Datenbankrecherche
- Gästebuch
- Interessante Links
- Online-Bestellung
- Impressum



Emil-Frank-Institut
Schlossstr. 10
54516 Wittlich
Tel. 06371/260-124
Fax. 06371/260-125

e-Mail
Emil-Frank-Institut@uni-trier.de
eliv@uni-trier.de

Anfahrtskizze

Öffnungszeiten der Büros:

Mo-Do	9.00-12.00 Uhr 14.00-17.00 Uhr
Fr	9.00-12.00 Uhr

Öffnungszeiten der Biblio- und Mediathek:

Di u. Fr.	11.00-19.00 Uhr
-----------	-----------------

Letzte Aktualisierung am:
22. Jan 03

hinaus wertet sie zahlreiche andere Quellen aus, die sich überwiegend im Besitz des institutseigenen Archivs oder der Bibliothek befinden. Das Hauptaugenmerk richtet sich bis jetzt vor allem auf die Auswertung der Daten der Wittlicher Bevölkerung inklusive der dazugehörenden Verbandsgemeinden. In einem weiteren Schritt sollen alle weiteren Orte im Landkreis – soweit diese nicht schon in der gegenwärtigen Arbeit mitberücksichtigt werden konnten – hier erfasst werden.

Damit baut diese biographische Datenbank geschickt auf die von Dr. Alexander Raskin erstellte „Bibliographische Datenbank zur Geschichte der Juden im

Kreis Bernkastel-Wittlich“ auf, die bis zum Jahr 2000 zusammengetragen wurde und als Band 3 der „Schriften des Emil-Frank-Instituts“ als Printversion erschien. Durch das Einstellen der Inhalte dieser Datenbanken wird ein Onlinezugriff auf alle wichtigen Daten schnell und effizient gewährleistet.

Rückmeldungen aus der ganzen Welt, u. a. aus den USA und aus Uruguay, erreichten seit Öffnung der Online-Datenbanken das Emil-Frank-Institut. „Die neue Datenbank ist wundervoll“, schreibt Michelle Fanwick aus Connecticut, „ich wäre froh darüber, jede Information (über meine jüdischen Vorfahren aus dem Kreis Wittlich), die ich besitze, mit Ihnen zu teilen.“

Im Emil-Frank-Institut ist man stolz auf die gute Resonanz: „Gerade das ist ja der Zweck unserer Datenbanken. Wir wollten einen Informationspool zur Geschichte der Juden schaffen, der weltweit eingesehen werden kann. Das ist uns gelungen. Wenn uns Ergänzungen zu unserer Datenbank angeboten werden, hilft uns das enorm.“

1.) Bibliographie zur Geschichte der Juden im Raum Bernkastel-Wittlich

Hilfe

Auswahl Index	Suchbegriff	
	Suche abschicken	Neue Suche
Titel		
Anzeige vorherige Einträge	7	
Anzeige folgender Einträge	7	
Ausgabeformat	Tabelle	

Kontakt Anregungen • Kritik | Startseite

2.) Genealogische Datenbank der Juden im Raum Bernkastel-Wittlich

Hilfe

Auswahl Index	Suchbegriff	
	Suche abschicken	Neue Suche
Name		

„Anne Frank – ein jüdisches Schicksal“

Unter diesem Thema trafen sich an der Katholischen Akademie Trier im August 2002 rund 30 russische und deutsche Schüler

Wer hat noch nicht von ihr gehört? Anne Frank. Der Name des jüdischen Mädchens, das sich mit ihrer Familie von Juli 1942 bis August 1944 in einem Amsterdamer Hinterhaus versteckte, schließlich verraten und deportiert wurde und im KZ starb – er ist durch ihr Tagebuch weltbekannt geworden. „Ihr Schicksal steht für so viele jüdische Schicksale, die namenlos geblieben sind“, erläuterte Katharina Zey-Wortmann, die als Dozentin der Katholischen Akademie Trier das Projekt leitete.

Zunächst setzten sich die Jugendlichen – mit Hilfe eines Mitarbeiters des Emil-Frank-Instituts – jedoch thematisch mit dem Judentum auseinander: In Gruppen arbeiteten sie sich in „jüdisches Brauchtum“, in die Themen „jüdische Persönlichkeiten“ und „Juden in West- und Osteuropa“ ein.

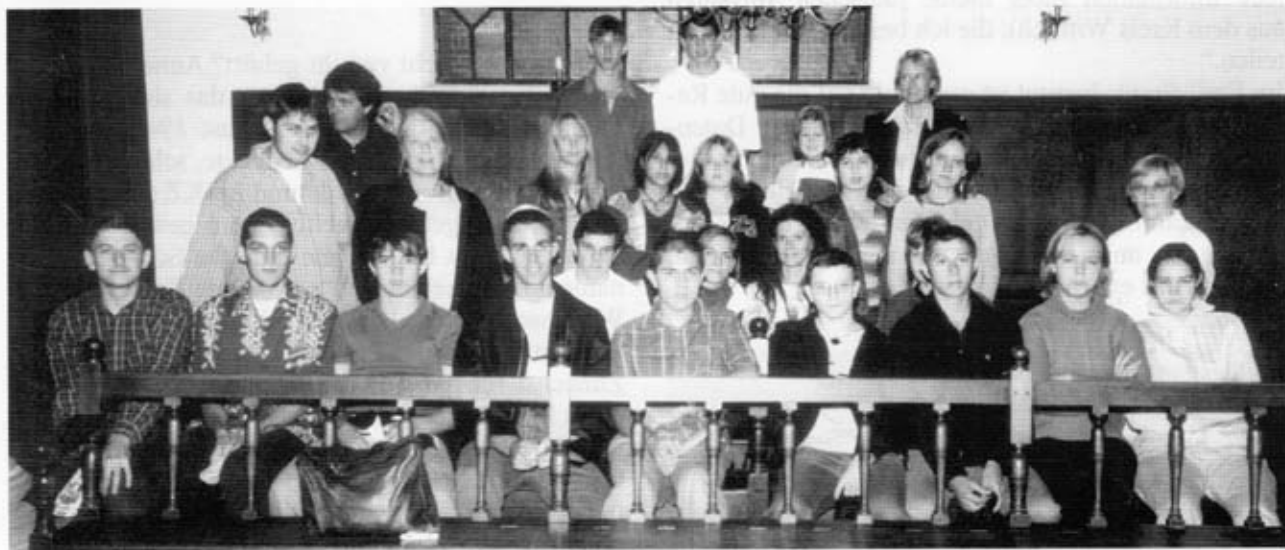
Dabei auftretende Fragen konnten sie im Anschluss an jüdische Immigranten aus den ehemaligen GUS-Staaten richten, die mit Paul Kreutzer, von der Trierer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit gekommen waren, um den Schülern Rede und Antwort zu stehen. Dabei kamen auch aktuelle Fragen zur Sprache, etwa wie Juden heute in Deutschland leben.

Dank einer interaktiven CD-ROM, die Axel Berger aus der Mediathek des Emil-Frank-Instituts mitge-



bracht hatte und vorführte, konnten sich die Schüler anschaulich auf historische Spuren begeben und sich virtuell im Anne-Frank-Haus umsehen. Die großzügige finanzielle Unterstützung des Versöhnungsfonds der Katholischen Kirche „Renovabis“ und der Konrad-Adenauer-Stiftung, Bildungswerk Mainz, ermöglichte es, dass sich die Schüler schließlich auch real auf den Weg nach Amsterdam begeben konnten, wo sie neben dem Anne-Frank-Haus auch das Jüdische Viertel Amsterdams, die eindrucksvolle

Portugiesische Synagoge und das Jüdische Museum besuchten. „Bisher wusste ich mit dem Thema Judentum nicht viel anzufangen“, so fasst einer der deutschen Teilnehmer seine Eindrücke zusammen. „Das meiste, was ich über Juden wusste, stammte wohl aus dem Geschichtsunterricht, wo wir lange über das Thema Holocaust gesprochen haben. Ich glaube, ich habe durch diesen Schüleraustausch das Judentum neu kennen gelernt: Für mich als Christ ist es quasi meine Mutterreligion.“



Veranstaltungen im Rahmen des Emil-Frank-Forums:

- „Judenverfolgung zwischen Legalität und Willkür 1933–1936“, Prof. Dr. Erwin Schaaf, 27. Februar 2002.
- „Die Rolle der deutschen Mediziner im Holocaust. Warum taten sie es?“, Dr. med. Ginter Kahn, 3. Juni 2002.



Sitzung der LAG Gedenkstätten im Emil-Frank-Institut.

Gedenkarbeit in Wittlich

Die Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) der Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen zur NS-Zeit in Rheinland-Pfalz traf sich zur Mitgliederversammlung in Wittlich. 14 Organisationen von Dahn bis Koblenz und von Konz bis Landau fanden den Weg in die Eifel. 19 Organisationen gründeten im April 2001 die LAG, die nun gleich 3 Neuaufnahmeanträge im Jahr 2002 zu verzeichnen hatte.

Dieter Burgard, Vorsitzender der LAG, hieß im Emil-Frank-Institut die Gäste willkommen. Professor Dr. Reinhold Bohlen gab einen ausführlichen Überblick zum Angebot des Instituts zur Wissensvermittlung und Begegnung. Die anschließende Diskussion, so zum Verhältnis der christlichen Kirchen und des Islams zur jüdischen Religion, zeigte auf, dass auch 2002 das Verhältnis von allen Seiten aus verbessert werden muss. Viele der Mitgliedsorganisationen setzen sich für den Erhalt ehemaliger Synagogen und für die christlich-jüdische Verständigung ein.

Die Teilnehmer der Versammlung gingen auch zum Mahnmal auf den Friedhof Burgstraße. Das 2000

vom heimischen Künstler Jürgen Waxweiler geschaffene Mahnmal auf dem Ehrenfriedhof erinnert an das Wittlicher Außenlager des KZ Hinzert, das vom April 1940 bis Februar 1942 am Hahnerweg existierte, sowie an alle Opfer der Verfolgung zwischen 1933 und 1945.

Beim anschließenden Besuch der ehemaligen Synagoge gedachte die Gruppe der ehemaligen jüdischen Bürger Wittlichs, die verfolgt und ermordet wurden. Dr. Marianne Bühler informierte über die ehemalige jüdische Gemeinde. Anerkennung äußerten die Teilnehmer über das Engagement der Bürger der Stadt Wittlich mit der Stadtverwaltung und der Stiftung.

Beispielhaft sei auch, so Dieter Burgard, die Förderung des Kreises bei Klassenfahrten zu Gedenkstätten. Die NS-Zeit in Wittlich und in der Region stand im Mittelpunkt seiner Ausführungen, insbesondere die Haftstätten wie Gefängnis, KZ-Außenlager, Lager des Reichsarbeitsdienstes und Kriegsgefangenenlager.

Das Frauenstraflager Flußbach begegnete hier den meisten LAG-Mitgliedern erstmals, obwohl es internationale Bedeutung hat. Mehr als 1800 Frauen, darunter 600 Frauen des Widerstandes aus Luxemburg und Frankreich, waren zwischen September 1942 bis Januar 1945 in Flußbach in Haft. Anschließend führte viele Frauen der Transport ins KZ Ravensbrück oder zur Hinrichtung nach Köln-Klingelpütz. Harte Zwangsarbeit leisteten die inhaftierten Frauen in der Kartoffelverwertungsstelle „Apollonia“ Gilenfeld, für Romika (Gusterath) und Landwirte im Kreis Wittlich. Zwei Frauen aus Luxemburg verschwanden im Frauenstraflager Flußbach. Mindestens 14 Menschen aus dem Landkreis wurden Opfer der sogenannten „Euthanasie“ in den Gaskammern von Hadamar.



*Dieter
Burgard
MdL, der
Vorsitzende
der LAG.*

Zum Abschluss verweilten die Teilnehmer im Alten Rathaus und setzten sich auch mit Georg Meistermann auseinander. Das Werk des im Dritten Reich als „entarteter“ Künstler abgestempelten Meistermann erläuterte der Wittlicher Landtagsabgeordnete Dieter Burgard im Georg-Meistermann-Museum an den Fenstern mit dem Thema „Apokalyptische Reiter“: Tod, Krieg, Hunger und Sieg. Die Glasmalereien sind seit fast fünf Jahrzehnten mitten in Wittlich eindringlich zur Mahnung zu sehen. Die LAG befasste sich im Tagungsverlauf inhaltlich mit dem Landesarchivgesetz und seinen zu langen Sperrfristen, den Beiräten für die staatliche Gedenkarbeit bei der Landeszentrale für Politische Bildung, dem Ausbau der KZ-Gedenkstätten Hinzert und Osthofen sowie Publikationen auf Landesebene zur Gedenkarbeit.

Christlich-jüdischer Dialog

Das American Jewish Committee und die Judenerklärung des II. Vaticanums

Von Dr. Hardy Ostry

Einleitung

Die vom II. Vatikanischen Konzil am 28. Oktober 1965 verabschiedete „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ (Nostra aetate) wird gemeinhin als Meilenstein im Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, insbesondere zum Judentum, angesehen. Erstmals nahm die katholische Kirche im vierten Kapitel dieser Erklärung ihre historische und religiöse Wurzel, das Judentum, – jenseits von Apologetik und Polemik – in den Blick. Vor dem Hintergrund der Geschichte des noch jungen so genannten christlich-jüdischen Gespräches wurde und wird Nostra aetate immer wieder von jüdischer wie katholischer Seite gleichermaßen als dessen Grundlage, im Sinne eines historischen Paradigmenwechsels im Verhältnis von Ecclesia und Synagoga, bezeichnet. „Nostra aetate stellt einen wirklichen Wendepunkt in unseren Beziehungen dar, einen neuen Anfang, dessen Ziel es war, Jahrhunderte von Mißverständnissen und Gegnerschaft, ja sogar von Haß und Verfolgung zu überwinden“¹, erklärte Gerhard Riegner, ehemaliger Generalsekretär des World Jewish Congress (WJC). Rabbiner A. James

Rudin, Direktor des Interreligious Affairs Department des American Jewish Committee (AJC), hob die Bedeutung des Dokumentes als „Markstein“ hervor, da es „die Wurzel eines Antisemitismus traf, der seine Grundlagen im Christentum hatte“². Während seines Besuchs der Großen Synagoge in Rom am 13. April 1986 sagte Papst Johannes Paul II., „die entscheidende Wende im Verhältnis der katholischen Kirche zum Judentum und zu den einzelnen Juden ist mit diesem kurzen, aber prägnanten Abschnitt eingetreten“³. Clemens Thoma, einer der versiertesten, im christlich-jüdischen Bereich tätigen Theologen, urteilt: „Die Erklärung des 2. Vatikanischen Konzils 'Nostra aetate Nr. 4' [...] ist die bedeutendste kirchliche Verlautbarung über die christliche Haltung den Juden und dem Judentum gegenüber nach dem Zweiten Weltkrieg.“⁴ Mit diesem kurzen Textabschnitt wollten die Konzilsväter wesentliche, über annähernd 2000 Jahre lang gleichwohl oft vergessene Aspekte des kirchlichen Selbstverständnisses im Hinblick auf das Judentum in Erinnerung rufen. So betont der Text sowohl auf theologischer als auch historischer Ebene die enge Verbindung, die zwischen Kirche und Judentum aufgrund der einen Berufung durch Abraham, den Stammvater, besteht. Die Kirche sieht weiterhin in den Heilsereignissen des Alten Testaments, der Hebräischen Bibel, bereits Vorzeichen des durch Christus gekommenen Heils. Der Vorstellung

von einer Verwerfung des Volkes Israel wird darin eine deutliche Absage erteilt, indem das Konzil erklärt, die Worte des Apostels Paulus über die Unwiderrufbarkeit der Gaben Gottes und der einmal durch ihn ergangenen Berufung an Israel sind weiterhin gültig, und daher erwarte die Kirche gemeinsam mit dem Volk Israel den Tag, an dem alle vereint Gott anbeten und verehren. An diese grundsätzliche Erklärung über das gemeinsame Erbe schließen sich sodann der Aufruf zum brüderlichen Gespräch sowie zu theologischen Studien an. Das Konzil verwirft jeglichen Hass und die Verfolgungen, denen das Judentum im Laufe der Geschichte ausgesetzt war und ruft die verantwortlichen Prediger und Katecheten auf, nichts zu lehren, was Hass oder Verachtung gegenüber den Juden erzeugen könnte. Deutlich weist es die Vorstellungen von den Juden als „Gottesmörder“ zurück, indem gesagt wird, dass die Ereignisse bei der Passion Jesu weder völlig den damals lebenden Juden noch überhaupt dem heutigen Volk zugeschrieben werden können.⁵

Gleichwohl hat kaum ein Dokument des Konzils eine so verwickelte Textgeschichte hinter sich wie dieses. Mindestens fünf – zum Teil nicht unerheblich voneinander abweichende – Textentwürfe wurden diskutiert. Die Vorlage „de quaestione de Iudaeis“ – „der jüdische Problemkreis“ – wie die Arbeitsfassung anfänglich bezeichnet wurde – stellte eben nicht nur für die Kirche ein „Problem“ dar, sondern der Plan eines solchen Konzilstextes schuf umgehend neue Probleme, und zwar weniger in theologischer, denn in politischer Hinsicht. Denn unversehens waren der Vatikan sowie das mit der Vorbereitung des Papiers betraute Sekretariat für die Einheit der Christen unter der Leitung des deutschen Kardinals Augustin Bea ins Fadenkreuz der internationalen Politik geraten. Was nach der offiziellen Sprachregelung der kirchlichen Verantwortlichen als rein religiöse Stellung-

nahme gedacht war, gab den arabischen Staaten und deren kirchlichen Würdenträgern im Kontext des schwelenden Nahost-Konflikts Anlass dazu, mit Protesten, organisierten Pressekampagnen und diplomatischen Eingaben gegen die geplante ‚Judenerklärung‘ des Konzils anzugehen. Hinter dieser vermuteten die Kritiker fast ausschließlich politische Ziele: die Stärkung und Legitimierung des Judenstaates mit religiösen Mitteln. Dem Sekretariat Bea wurde in diesem Kontext wiederholt vorgeworfen, intensive Kontakte zu den wichtigsten jüdisch-amerikanischen Organisationen wie dem AJC und der Anti-Defamation League von B’nai B’rith aufgenommen zu haben, da diese die Speerspitze des imperialistischen Weltzionismus darstellten und sich allein zur Unterstützung Israels auf die intensiven Kontakte mit dem Vatikan und dessen Vertretern eingelassen hätten.

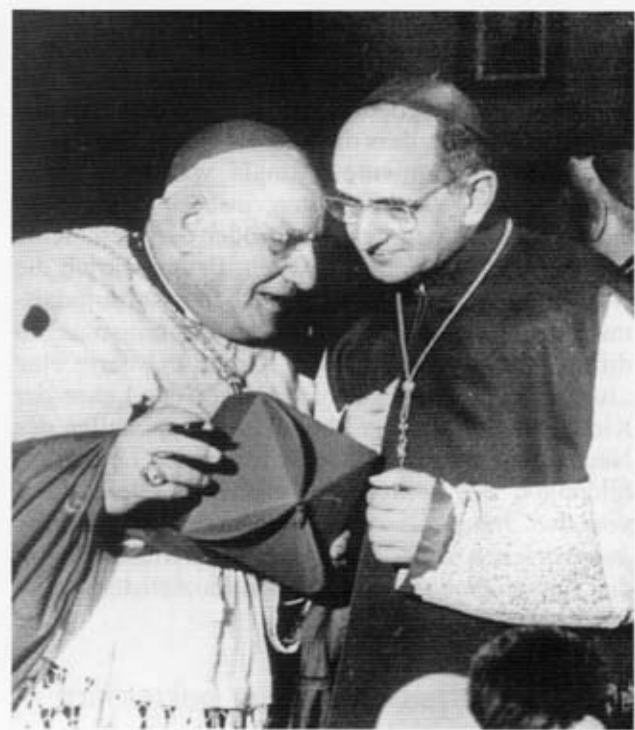
Diese Sichtweise wurde nicht allein von den arabischen Staaten geteilt, sondern findet sich bis heute in wissenschaftlichen Darstellungen. Livia Rokach erklärt in ihrer 1987 erschienenen Arbeit „The Catholic Church and the question of Palestine“: „In der Tat wurden die Gespräche nicht mit dem Judentum, sondern mit zionistischen Organisationen geführt. Gruppen, die erklärten, das Weltjudentum oder gar die jüdische Religion zu repräsentieren, waren bestenfalls ein Schwindel. Das Judentum, insbesondere das orthodoxe, war in Wirklichkeit nicht im Entferntesten interessiert, sich mit der Kirche zu befassen [...] Indem der Vatikan sich darauf einließ, mit zionistischen Organisationen wie dem Jüdischen Weltkongress [...] und dem American Jewish Committee und sogar Vertretern des Staates Israel über rein religiöse Themen zu konferieren, trug er trotz wiederholter Dementi faktisch zur Politisierung der Angelegenheit bei.“⁶ Rokach spricht in diesem Zusammenhang von einer „zionistischen Gegenoffensive“, deren vorläufigen Höhepunkt sie in den

Kontakten zwischen kirchlichen Vertretern und jüdischen Organisationen im Vorfeld der Arbeiten an der Judenerklärung sieht. Dass sich das Konzil überhaupt – und dann noch federführend unter Leitung eines deutschen Kardinals – mit dem Thema beschäftigte, ist für sie Beweis genug für die „erfolgreichen Erpressungsversuche der Zionisten“⁷. Derartige Verschwörungstheorien wurden auch auf Seiten der arabischen Staaten entworfen. Hier berief man sich einmal auf die annähernd zweitausendjährige christliche Geschichte, die man durch die beabsichtigte „Freisprechung“ der Juden vom Tod Christi verfälscht sah. Gar von einer „zweiten Kreuzigung“ schrieben ägyptische Zeitungen. Einer kritischen Überprüfung halten die vorgebrachten Vorwürfe jedoch nicht stand. Daher soll im folgenden am Beispiel des American Jewish Committee exemplarisch aufgezeigt werden, welche Interessenlagen dieser säkular-politischen jüdischen Organisation und ihrem Engagement im Kontext des Konzils zugrunde lagen.

1. Die Judenfrage und das Konzil

1.1. Die Entscheidung Johannes' XXIII.

Es ist vor allem auf die persönliche Entscheidung Papst Johannes XXIII. zurückzuführen, dass sich das Konzil mit dem Verhältnis zwischen Kirche und Judentum beschäftigte.⁸ Dieser „Übergangspapst“, als der er von vielen angesehen wurde, hatte dem vorzubereitenden Konzil neben der inneren Reform der katholischen Kirche und dem Dialog mit den getrennten christlichen Kirchen und Gemeinschaften weitere Aufgaben gegeben: das Gespräch mit Juden und eine Klärung des Verhältnisses zwi-



Wunsch nach Aussöhnung mit dem Judentum: Papst Johannes XXIII. und sein Nachfolger als Paul VI., Kardinal Montini.

schen Ecclesia und Synagoga. Im September 1960 hatte Papst Johannes XXIII. den deutschen Kardinal Augustin Bea und dessen „Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen“ beauftragt, sich auch mit dem jüdischen Problemkreis zu beschäftigen. Für den deutschen Kardinal stellte sich die Frage als nicht weniger bedeutend dar. Nach dem Holocaust, der im christlich geprägten Abendland stattgefunden hatte, war die vom Konzil verfolgte Umkehr und Erneuerung der Kirche nicht möglich,

ohne sich dem jahrhundertealten christlichen Antijudaismus zu stellen und das Verhältnis von Kirche und Synagoge erneut zu überdenken. Bea war sich bewusst, dass die von der Nazi-Propaganda bemühten „Argumente oftmals wenigstens den Anschein der Wahrheit boten, insbesondere, wenn sie aus dem Neuen Testament oder der Geschichte der Kirche“⁹ entnommen waren. Er unterstrich die Notwendigkeit, zwischen christlichem Antijudaismus und rassistisch-völkischem Antisemitismus zu differenzieren. Auch für die Kirche existierte eine „Judenfrage“, ob die im Bodensatz der Lehre der Kirchenväter, mancher antijudaistischer Stellen des Neuen Testaments und entsprechender Legendenbildungen des Mittelalters geprägten Stereotypen von den Juden als den „Gottesmördern“ und als „verworfenes Volk“ nicht doch Angriffspunkte für die Rassenideologie der Nationalsozialisten geliefert hatten.

1.2. Die Judenfrage beim Sekretariat für die Einheit der Christen

Bea Sekretariat nahm im November 1960 seine Arbeit auf. Der politischen Brisanz, die einer Beschäftigung mit dem Judentum nicht nur knapp 15 Jahre nach dem Holocaust, sondern 12 Jahre nach der Gründung des Staates Israel innewohnte, waren sich sowohl der Papst als auch der Kardinal durchaus bewusst. Bea erklärte seinen Mitarbeitern während der konstituierenden Sitzung bereits, dass die Beschäftigung mit diesem Thema auf einen ausdrücklichen Wunsch Johannes' XXIII. zurückgehe und absolutes Stillschweigen in dieser Sache verpflichtend sei. „Anders als bei anderen Themen sollte sogar die Tatsache einer anfänglichen Diskussion dessen, was er (Bea, H.O.) die 'Judenfrage' nannte,

auf Bitten Johannes' XXIII. sub secreto verlaufen“¹⁰, erinnert sich Thomas Stransky, ein Mitarbeiter Bea.

Eine erste Grundsatzstudie setzte bereits den Rahmen und die Ziele fest, die man mit der zu erarbeitenden Erklärung verbunden wissen wollte. Demnach sollte eine Rezeption des Judentums allein auf theologischer Ebene stattfinden. Der Antisemitismus als soziologisches und politisches Problem sollte dabei zwar Erwähnung finden, aber basierend auf einer theologischen Würdigung Israels. Für eine – wie ebenfalls vorgeschlagen wurde – ausgiebigere Auseinandersetzung mit dem Komplex Antisemitismus verfügte man weder über die notwendigen Ressourcen, noch hielt es die Mehrheit der Kommission für ein Konzil geeignet. Das zu erstellende Dokument sollte daher vor allem drei theologische Aspekte beinhalten:

- 1.) Fragen des kirchlichen Selbstverständnisses mit Blick auf die Juden (Ekklesiologie);
- 2.) Fragen der Lehre und der Katechese, also sich aus der Systematik ergebende Schlussfolgerungen für die Pastoral und Katechese;
- 3.) Fragen der Zukunft Israels und der Kirche (Ekklesiologie).

Alle Fassungen des Dokumentes enthielten in der Folgezeit diese Aspekte, mal stärker, mal weniger stark in ihrem Ausdrucksgehalt. Das Sekretariat war erkennbar von dem Bemühen geleitet, auf der Basis theologischer Überlegungen – wie über die bleibende Gültigkeit der Erwählung Israels und des Gottesbundes – den Antisemitismus als mit dem christlichen Glauben unvereinbar zu verurteilen. Auffallend war zu diesem Zeitpunkt gleichwohl, dass sich zumindest nach heutigen Erkenntnissen keiner der beteiligten Theologen die Frage nach einer theologischen Bewertung der Existenz der Staates Israel stellte oder stellen wollte.

1.3. Auf der Suche nach dem jüdischen Papst

Der Kardinal selbst, der die Arbeiten der Unterkommission mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, hatte bereits im Oktober 1960 Kontakte zu jüdischen Vertretern gesucht. Bea, seines Zeichens Jesuit, hatte auf der Suche nach jüdischen Kontaktpersonen seine Mitbrüder in Rom um Rat gefragt, an welche Person er sich wenden könne, da „die jüdische Religion weder einen Papst noch einen Vatikan besitzt, und [...] das Judentum in viele religiöse Gruppen zersplittert sei. [...] Wer ist die jüdische Person, die am ehesten einem jüdischen Papst ähnelt?“¹¹ Vom Jesuitengeneral wurde Bea an Nahum Goldmann, den Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses, verwiesen. Während des geheimen Treffens am 26. Oktober 1960 informierte Bea Goldmann über den ihm vom Papst übergebenen Auftrag. Der Kardinal lud dabei die jüdischen Organisationen ein, entsprechende Memoranden an den Papst zu verfassen, die die aus jüdischer Sicht zu behandelnden Themen benennen sollten. Eindringlich bat der Kardinal um die größtmögliche Geschlossenheit der jüdischen Welt, um Einzelaktionen und dadurch entstehende Irritationen zu vermeiden. Bea ging sogar so weit, den jüdischen Organisationen die direkte Mitarbeit an der Erstellung einer Erklärung anzubieten, insofern diese bereit seien, eine entsprechende Einladung anzunehmen. Mit Goldmann – der vermeintlich einem Papst am ähnlichsten jüdischen Person – hatte Bea den Kritikern bereits Munition geliefert. Der Präsident des Jüdischen Weltkongresses war weder eine jüdisch-religiöse Autorität, sondern ein Politiker, noch konnte er für sich in Anspruch nehmen, den Großteil des Weltjudentums zu repräsentieren.

Gleichwohl kam Goldmann dem Wunsch Bea nach und organisierte im Rahmen der World Conference of Jewish Organizations (COJO) umgehend ein Zusammentreffen der jüdischen Organisationen. Die innerjüdischen Diskussionen während der Folgezeit ließen dabei die Vielfalt der Meinungen und auch eine gewisse Konkurrenz der größeren Organisationen zutage treten. An ein organisiertes, gemeinsames Vorgehen war im Grunde nicht zu denken, und dies – wie Bea es anfangs erhofft hatte – zu erwarten, verriet auch ein geringes Maß an Kenntnis der Landschaft der jüdisch-amerikanischen Institutionen, die sich vor allem durch einen extremen Pluralismus und durch Wettbewerb auszeichnete. Die amerikanisch-jüdische Welt war weder damals noch heute mit der hierarchischen Ordnung des Katholizismus zu vergleichen. Oder, wie es der jüdische Historiker Abraham J. Karp formulierte: Sie bilde „eine Gemeinschaft von Organisationen, der es an Organisation fehlt“¹². Zudem wurde bereits früh deutlich, dass sich bedeutende Vertreter der jüdischen Orthodoxie einem theologischen Gespräch zwischen Christen und Juden verweigerten und darin eher noch eine Gefahr erblickten. Die einzigen Organisationen und Personen – von wenigen einzelnen Rabbinern abgesehen –, die sich einem Gespräch mit dem Vatikan und dem Sekretariat Bea anboten, waren der World Jewish Congress, der American Jewish Congress, die Anti-Defamation League sowie das American Jewish Committee – allesamt säkular-politische Organisationen, die auch vornehmlich im gesellschaftspolitischen Bereich aktiv waren.

Dass der Kardinal – ebenso wie seine Mitarbeiter – in der Folgezeit großen Wert darauf legte, den Austausch mit diesen Organisationen zu pflegen, bestätigt sein Sekretär, der allein für die Zeit von 1960 bis 1964 dreißig solcher Treffen verzeichnete. Nach dem bishe-

rigen Sachverhalt waren es also vor allem und zunächst die säkular-jüdischen Organisationen, die Bea und seine Mitarbeiter kontaktierten.

2. AJC und das Konzil

Entscheidend ist zu sehen, vor welchem Hintergrund und mit welchen Zielen sich das AJC auf diese Gespräche einließ und welchen Beitrag es glaubte, für den Erfolg der geplanten Judenerklärung leisten zu müssen. Zunächst war die interreligiöse Zusammenarbeit für das Committee kein neuer Arbeitsbereich. Gegründet 1903, hatte es sich selbst zur Aufgabe gesetzt, „die Verletzung der bürgerlichen und religiösen Rechte der Juden in jedem Teil der Welt zu verhindern“, was somit sowohl gesellschaftliche als auch religiöse Fragen mit einschloss und dies mit einer innen – wie außenpolitischen Orientierung. Das Committee – etwas spöttelnd auch als „Sammelbecken des gutbetuchten amerikanischen Judentums“ bezeichnet – verfügte bereits gegen Ende der sechziger Jahre über 42.000 Mitglieder und einen Jahreshaushalt von rund 7 Millionen US-Dollar, mit denen das New Yorker Hauptquartier seine Aktivitäten in den USA sowie in Übersee finanzierte. Somit zählt das AJC neben der Anti-Defamation-League und dem American Jewish Congress zu den größten so genannten „Defend Agencies“ des organisierten amerikanischen Judentums.¹³

2.1. Interreligiöser Dialog in den USA

Mit Blick auf die späten fünfziger, frühen sechziger Jahre müssen zwei Entwicklungen gesehen werden, die für die interreligiöse Arbeit des AJC nicht zu unterschätzen sind. Zeitlich befanden sich die Juden

Amerikas im „Goldenen Zeitalter“, womit zum Ausdruck gebracht werden sollte, dass die zahlreichen Einwanderer und deren Nachkommen nun endlich in der amerikanischen Gesellschaft angekommen und mehrheitlich gut integriert waren. Die zur Mitte des 20. Jahrhunderts in den USA lebenden 5 Millionen Juden mit einem Bevölkerungsanteil von 3,2 Prozent hatten es mehrheitlich geschafft, sich zur Mittel- und Oberschicht emporzuarbeiten. Die gesellschaftliche Diskriminierung der Juden hatte einen Tiefstand erreicht. Die Erfahrung des zurückliegenden Krieges, der alle Amerikaner im Kampf gegen Nazi-Deutschland vereinte, hatte zudem eine nachhaltige und weit hin integrierende Wirkung. Die Juden bejahen die Form des amerikanischen Lebens und wollten selber Amerikaner werden. Jüdisches Leben und nicht nur Überleben schien im Rahmen der Demokratie und des Pluralismus am sichersten. Die jüdischen Organisationen sahen sich folglich mit den anderen Minderheitenvertretungen und Interessengruppen in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden. Was als sozialer Regelmechanismus damals einsetzte, war die so genannte Intergroup Relations Bewegung, die Sozialreformer und Sozialwissenschaftler in einen gemeinsamen Kampf gegen Rassismus, Vorurteile und Antisemitismus zusammenführte. Diese Zusammenarbeit, die ihren Ausdruck in gemeinsamen Aktionen und Forschungen fand, zielte darauf, die Einwanderungsgesellschaft der Vereinigten Staaten über die Zusammenarbeit der verschiedenen Gruppen zusammenzuhalten. Dabei spielten gerade die jüdischen Organisationen eine bedeutende Rolle. Das AJC erklärte in seiner Satzung, es sehe seine Aufgabe darin, sich „mit anderen Gruppen zum Schutz der Bürgerrechte der Mitglieder aller Gruppen“ zu vereinigen „ohne Rücksicht auf Rasse, Religion, Hautfarbe oder nationale Herkunft; und dass es unsere allgemeine Politik ist, so zu handeln“¹⁴.



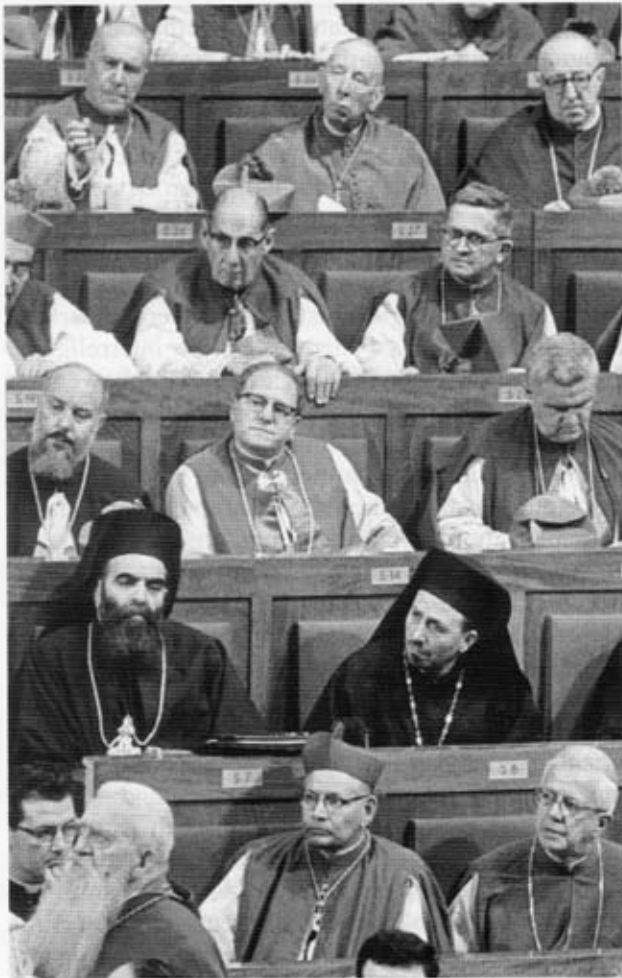
Im gleichen Moment, in dem die Juden wie andere Minderheiten nun nicht mehr vorrangig nach ihrer Immigrantenerkunft als Deutsche, Polen oder Russen, sondern einfach als Amerikaner angesehen wurden und werden wollten, tauchte gleichzeitig ein Phänomen auf, das sehr überzeugend darlegt, warum sich das AJC als säkular-politische Organisation nunmehr verstärkt religiösen Themen und hier dem interreligiösen Dialog widmete. Mit Blick auf die fünfziger und frühen sechziger Jahre spricht man gemeinhin von einem religiösen Boom, der in den USA einsetzte. In diesem Kontext ist stets vom „Eisenhower Revival“ die Rede: Jener Präsident Eisenhower, der wohl wie kein anderer vor ihm eine Form von Zivilreligion in den Dienst des gesellschaftlichen Zusammenhalts der Amerikaner gestellt hatte. „Die Regierung macht keinen Sinn, wenn sie nicht tief in einer religiösen Überzeugung wurzelt – und es ist mir gleich, welche es ist“¹⁵, erklärte der Präsident. Die Form einer solchen Zivilreligion, deren vorrangigste gesellschaftliche Funktion in der Förderung von Solidarität und Gemeinschaftsgefühl zum Aufbau der Nation gesehen wurde, hatte sich seit dem Zweiten Weltkrieg stark verbreitet.¹⁶ Amerikaner zu sein, hieß nunmehr, religiös zu sein. Die zunehmende, gesellschaftlich akzeptierte und als notwendig erachtete Form von Religion als solcher führte dazu, dass Juden wie Katholiken quasi ebenfalls aufrücken konnten in den Reigen akzeptierter Religionen. Mehr noch, wie Will Herberg in seiner großen Religionssoziologie über die damalige Zeit erklärte: „Die drei großen religiösen Gemeinschaften – Protestanten, Katholiken, Juden – sie sind Amerika.“¹⁷ Entscheidend für ein Funktionieren dieses ‚spirituellen Amerikas‘ war, dass die integrativen amerikanischen Werte wie Toleranz, Harmonie und Pluralismus nicht nur die zivilreligiösen Glaubenssätze lieferten, sondern zugleich auch die Grenze

zogen, innerhalb derer tatsächlich vorhandene interreligiöse und interkonfessionelle Spannungen und Konflikte bearbeitet wurden, und über die hinaus zu gehen, der pragmatische Konsens verbot. Diese Form des ‚amerikanischen Glaubens‘ rückte zwar die Religion in den gesellschaftlichen Mittelpunkt, wobei diese Entwicklung notwendigerweise von einer Säkularisierung religiöser, sprich dogmatischer Inhalte begleitet war.

Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass in den USA zu dieser Zeit die interreligiöse Bewegung zu einer regelrechten Massenbewegung avancierte. Zahlreiche Vereinigungen gründeten sich mit dem Ziel, das Zusammenleben der Religionen und Konfessionen zu harmonisieren. Von besonderer Bedeutung war in diesem Zusammenhang bereits früh die National Conference of Christians and Jews. Deren Ziel: „Eine soziale Ordnung zu entwickeln, in der die religiösen Ideale der Brüderlichkeit und Gerechtigkeit zum Maßstab der menschlichen Beziehungen werden sollen.“¹⁸

Hinter diesem Bemühen kam eine eigenartige Form ‚politischer Theologie‘ zum Vorschein, die wenig mit Theologie und den Inhalten der Religion zu tun hatte, um so mehr jedoch mit politischen und sozialen Fragen. Die Gestaltung einer politischen Kultur und die Sicherung des demokratischen nationalen Konsenses standen im Zentrum der Bewegung, die sich damit erheblich von der europäischen Entwicklung unterschied. Interreligiöse Aktivitäten gehörten zum guten Ton; Thanksgiving wurde zunehmend zum Feiertag der Bewegung; die meisten Staaten führten daneben noch eigene Feiertage ein. Gemeinsame Aktivitäten von Protestanten, Katholiken und Juden entwickelten sich zu einer Art sozialpolitischem ‚Volkssport‘. Daher verwundert es nicht, dass eben auch die amerikanisch-jüdischen Organisationen und hier insbesondere das AJC seit frühester Zeit über





Schwere Aufgabe für die Konzilsväter: Die Judenerklärung war höchst umstritten.

eigene Abteilungen für die Interreligiöse Zusammenarbeit verfügten. Und die Arbeit des AJC folgte genau den Grundsätzen dieser Bewegung, wobei für die jüdische Seite einige Spezifika hinzukamen.

Insbesondere, was das Verhältnis zwischen Juden und Katholiken anging, gab es einige Besonderheiten. Das AJC betrachtete als eines der größten Hindernisse für das soziale Einvernehmen zwischen Juden und Christen, insbesondere Katholiken, die Art und Weise der Darstellung der Passion Jesu, die diskriminierende Bezeichnung der Juden als „Gottesmörder“ sowie die Rede vom „verfluchten Volk Israel“, dem Gott den Bund gekündigt habe. In der Darstellung der Juden als eines verfluchten und mit einer Kollektivschuld belasteten Volkes, das als Strafe für den Tod Jesu Exil und Verfolgung zu erleiden habe, sah das AJC „eine der schicksalhaftesten Vorstellungen“¹⁹ des Christentums. Unter den vielfältigen Ursachen, die dem komplexen Phänomen des Antisemitismus zugrunde liegen, seien sie historischer, ökonomischer, psychologischer, religiöser oder pseudo-religiöser Natur, habe sich „der Mythos vom jüdischen Volk als den ‚Christusmördern‘ mitunter als der hartnäckigste erwiesen“²⁰.

Die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit den Katholiken ergab sich für das AJC aber nicht ausschließlich aus den jahrhundertealten christlichen Vorwürfen gegen das Judentum. Eine Revision katholischer Auffassungen und Haltungen gegenüber dem ‚auserwählten Volk‘ erwies sich just in dem Moment als geboten, als die katholische Kirche innerhalb der Vereinigten Staaten zu einem unübersehbaren demographischen und aufgrund ihrer hierarchischen Struktur zu einem bedeutenden politischen Faktor wurde. Denn ähnlich wie die Juden hatten auch die Katholiken den Aufstieg in die Mittel- und Oberschicht Amerikas geschafft. Sie profitierten ebenso von der G-I Bill of Rights wie alle anderen. Schließlich und endlich hatten auch sie ihren Einwandererstatus verloren sowie überwiegend ihre oppositionelle Haltung gegenüber der amerikanisch-protestantischen Mehrheitsgesellschaft aufgegeben.

Die Katholiken konnten und wollten die ihnen gegenüber geäußerten Vorurteile, undemokratisch zu sein und die Loyalität gegenüber Rom über die gegenüber Washington zu stellen, widerlegen. Hier verband die beiden Minderheiten – Juden und Katholiken – bei allen Unterschieden ihrer Geschichte eine Schicksalsgemeinschaft, die 1960 in der Wahl des Demokraten und Katholiken (!) John F. Kennedy zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ihren deutlichen, weit mehr als nur symbolischen Ausdruck fand. Ohne die zusätzlichen Stimmen der Juden und Schwarzen hätte er den knappen Vorsprung vor Nixon nicht erreicht.²¹ Wenngleich Kennedy es aus politisch-taktischen Erwägungen immer vermied, zu sehr mit seiner Konfession in Verbindung gebracht zu werden, war das Signal ein deutliches: Die Katholiken waren ebenfalls 'angekommen' und bildeten mit rund 40 Millionen Menschen (20 Prozent der US-amerikanischen Bevölkerung) die größte geschlossene Konfession im Land.²² Damit hatte der Katholizismus in den USA eine Dimension erreicht, die weder zu marginalisieren noch zu ignorieren war. Auch wenn das Zusammenleben zwischen Katholiken und Juden zu dieser Zeit keine nennenswerten Probleme verursachte, gab es nie eine Garantie dafür, dass dies so bleiben sollte. Die jüdischen Organisationen waren gerade aufgrund ihrer Erfahrungen und der jüdischen Geschichte besonders sensibilisiert für potentielle Konflikte und daher engagiert in deren Prävention.

2.2. Das AJC und das Konzil

Das AJC hatte zunächst über Umwege und nicht direkt von Kardinal Bea über die geplante Judenerklärung erfahren. Gleichwohl waren sich die führenden Personen des Committees in New York

einmütig darüber im Klaren, dass dieses Konzil unter diesem Papst eine einmalige Chance bot, Ansätzen für einen christlichen Antijudaismus und Antisemitismus die Grundlage zu entziehen. Für die Jahre des Konzils waren vor allem Rabbiner Marc H. Tanenbaum in New York sowie Zachariah Shuster als Leiter des Pariser Büros die Schlüsselfiguren. In engem Kontakt zu Mitarbeitern des Sekretariats, zu amerikanischen Bischöfen und Kardinälen arbeitete das Committee über fünf Jahre hinweg daran, eine in seinen Aussagen sehr deutliche und starke Erklärung zu fördern. Erste Kontakte zu Kardinal Bea persönlich ergaben sich bereits im Juli 1961, wobei der Kardinal das AJC aufforderte, ein Memorandum mit den dem Committee wichtig erscheinenden Fragen und Vorschlägen einzureichen. Zwei weitere Memoranden folgten. Die von Shuster während der Konzilssitzungen vor Ort geleistete Lobby-Arbeit kann dabei als durchaus beispielhaft bezeichnet werden. Informierten ihn Vertrauensmänner aus dem Sekretariat über negative Ereignisse und Trends, die es im Laufe der Jahre ausreichend gab, hatte er bereits einen Plan wie den arabischen Kritikern, den kurialen Beamten oder auch einfach nur den Zögernden zu begegnen war. Dabei konnte sich das Committee in aller Regel auf eine sehr gute Rückendeckung durch die amerikanischen Bischöfe verlassen. Ob Kardinal Cushing von Boston, später Spellman von New York oder Meyer von Chicago – das Committee fungierte hier als Informations- und Vermittlungsbörse zugleich und organisierte die Unterstützung für die Judenerklärung. Die intensiven politischen Kontakte konnten dabei ebenso hilfreich sein: Als die Judenerklärung zum wiederholten Male zu scheitern drohte, informierte AJC-Präsident Ehrmann umgehend Präsident Lyndon B. Johnson und bat ihn – mit dem Hinweis auf seine umfangreichen Wahlkampff-



spenden – um Intervention. Dieser ließ sogleich eine Botschaft an den Heiligen Stuhl übermitteln, in der er die Verabschiedung der Erklärung forderte, da sie für den gesellschaftlichen Frieden der USA so bedeutsam sei.

2.3. Anliegen und Ziele des AJC mit Blick auf die Judenerklärung

Rabbiner Tanenbaum hatte 1960 in einem internen Papier erstmals die für das Committee entscheidenden Punkte zusammengefasst, womit er sowohl die Strategie als auch den Inhalt umriss.²³ Bereits hier wurde als Handlungsmaxime formuliert, dass etwaige Korrekturen oder Veränderungen der kirchlichen Lehre allein das Resultat kirchlicher Eigeninitiative sein sollten. Der moralische Wert sowie die Überzeugungskraft des geplanten Textes hingen wesentlich davon ab, ob sie dem authentischen Willen der Kirche entsprängen oder nicht. Das AJC betrachtete sich dabei quasi als Dienstleister, der den kirchlichen Verantwortlichen dabei helfen könne, mit jüdischen Gelehrten in Kontakt zu treten. Das auffällige Bemühen des AJC, auch nur den Anschein einer Einmischung in innerkirchliche Angelegenheiten zu erwecken, entsprang nicht nur der Furcht vor entsprechender arabischer Propaganda, sondern vor allem auch der Kritik aus der jüdischen Gemeinschaft selbst.

Eine weitere Grundsatzstudie vom Dezember 1960 mit dem Titel „Das Problem katholisch-jüdischer Beziehungen in der heutigen Welt“²⁴ machte nochmals deutlich, um was es dem Committee in erster Linie ging. Das in vier Abschnitte unterteilte Dokument setzt sogleich mit einer kurzen Skizzierung der Bedeutung und gesellschaftspolitischen Wirkung religiöser Vorurteile ein, bevor es sich den

aus Sicht des AJC zu korrigierenden Vorstellungen und Haltungen der katholischen Lehre zuwendet, wodurch wiederum der sozialpsychologische Zugang des AJC zur interreligiösen Zusammenarbeit als der entscheidende hervortrat.

Die Studie sah es als ein Hauptproblem an, dass insbesondere Schüler und Jugendliche eine nicht ausreichende frühzeitige Erziehung erhielten, um auf die enge Verbindung zwischen Christen und Juden hinzuweisen. Darüber hinaus werde in vielen Lehrmaterialien ein verkehrtes und verzerrtes Bild des historischen Judentums überliefert. Insbesondere mit Blick auf die Verurteilung und Passion Jesu würden zuweilen immer noch vereinfachende und überzeichnete Darstellungen verwandt. So würden die Juden allein für die Verurteilung Jesu verantwortlich gemacht, weiterhin würden sie des Gottesmordes bezichtigt und als verfluchtes und verworfenes Volk dargestellt, das letztlich von der Kirche, dem neuen Israel, ersetzt worden sei. Das Interesse des Committee war primär nicht theologischer Art, diese Vorstellungen und Lehren auch theologisch zu widerlegen, wengleich es natürlich bemüht war, mitunter auch theologische Argumente dagegen anzuführen. Wobei dies in der Tat bizarre Züge annahm, wenn Rabbiner Tanenbaum den Trienter Katechismus studierte, um als nicht an Jesus Glaubender im Kapitel über die Opfertheologie den Passus zu suchen, dass Jesus nicht wegen der „untreuen Juden“, sondern wegen der Sünden der ganzen Menschheit gestorben war. Von Seiten des AJC bestand gleichwohl kein religiöses Interesse im engeren Sinne an dieser Erklärung, sondern – und dies wird ganz deutlich am Schluss der Grundsatzstudie erklärt, man müsse die „direkte staatsbürgerliche Wirkung“ religiöser Vorurteile bedenken. Obwohl dies außerhalb des Konzilsbereichs liege, seien diese Auswirkungen doch weitgehend in der gegenwärtigen Welt zu fin-





Der Protagonist der Judenerklärung, Kardinal Bea, zieht ins Konzil ein.

den. Das Vorhandensein zahlreicher Gruppen unterschiedlicher religiöser und nationaler Herkunft mache es „in Amerika unumgänglich, auf eine sofortige Entfernung von Spannungen und Feindschaft“ zwischen den Religionen hinarbeiten. Die katholische „Hass-Lehre, die im Gegensatz zum Neuen Testament und zur kirchlichen Lehre steht“, bilde jedoch eine der Ursachen für die Entstehung dieser Vorurteile und behindere das Entstehen einer geeinten Nation, die mehr als nur durch materiellen Komfort verbunden sei, so die Studie.

Das AJC vermochte es im Laufe der Konzilsjahre, diese Argumentation sehr stringent durchzuhalten; zugleich konnte es aber mit dem Hinweis auf das nationale Wohl glaubhaft machen, dass es ihm nicht allein um jüdische Partikularinteressen ging, sondern um den gesamtgesellschaftlichen Konsens.

Nachdem das Konzil nach jahrelangen Kämpfen und Diskussionen während seiner letzten Session im Oktober 1965 den endgültigen Text der Konzilserklärung, der mittlerweile zahlreiche Veränderungen erfahren hatte, verabschiedet hatte, konnte das AJC, trotz einiger Einwände gegen manche Formulierung, zufrieden sein. In New York war man sich im Klaren darüber, dass es vor allem darauf ankam, wie dieser Text in der Katechese umgesetzt und welche langfristigen Wirkungen er zeitigen würde. Deutlich wurde dabei bereits, dass das AJC vorrangig politische und gesellschaftliche Ziele mit der Judenerklärung verband und daher der ‚Vorwurf‘ einer „Politisierung der Judenerklärung“ im weitesten Sinne zutreffend ist. Festzuhalten bleibt gleichwohl, dass sich das politische Interesse des Committees eben nicht an Israel orientierte, sondern die gesellschaftspolitische Situation in den Vereinigten Staaten absolute Priorität hatte. Nichts dokumentiert diese Interessenlage, der zuweilen gar eine echte Konkurrenz zwischen amerikanisch-jüdischen Organisationen und dem Staat Israel entsprang, besser als jene Affäre, der im Sommer 1962 beinahe die geplante Judenerklärung zum Opfer gefallen wäre.

2.4. Die Goldmann-Affäre – Israel außen vor

Im Juni 1962, kurz nach Fertigstellung des ersten Entwurfs der Erklärung, meldeten die Nachrichtenagenturen, dass Nahum Goldmann den Referenten

für „Christliche Angelegenheiten“ im israelischen Religionsministerium, Dr. Chaim Wardi, zum „nicht-offiziellen Beobachter“²⁵ des WJC beim Vatikanischen Konzil ernannt habe. Die Meldung verbreitete sich in Windeseile in der Ewigen Stadt und sorgte auf jüdischer wie katholischer Seite gleichermaßen für Verwirrung und Verärgerung. Wer die Diskussionen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft über Pro und Contra einer wie auch immer gearteten Zusammenarbeit mit der katholischen Kirche und dem Konzil verfolgt hatte, dem war klar, dass Goldmann mit diesem Vorstoß die Grenze, die orthodoxe und konservative jüdische Vertreter ihm gezogen hatte, deutlich überschritten hatte. Die Rabbinervertretungen hatten mit dem Präsidenten des WJC eine unveröffentlichte Vereinbarung getroffen, nach der die „jüdischen Führer keine Vertretung in irgendeiner Form beim Konzil suchen [...], da das Konzil eine christliche theologische Verhandlung war“²⁶. Zum anderen wurde die gesamte Frage durch die Berufung eines politischen Beamten des Staates Israel aber nunmehr zwangsläufig in den Kontext des Nahost-Konflikts gestellt und damit entsprechend politisiert. Die arabischen Staaten erhielten dadurch nunmehr den vermeintlich endgültigen Beweis, dass die „Weltzionisten und Israel“ das Konzil für ihre Zwecke missbrauchen wollten. Neun arabische Staaten protestierten umgehend beim Heiligen Stuhl und verlangten ebenfalls einen Beobachterstatus.

Die Mehrheit der amerikanisch-jüdischen Organisationen, insbesondere das AJC, fühlten sich durch das Verhalten Goldmanns vor den Kopf gestoßen. Entzündete sich die Kritik der religiösen Vertreter des nicht-israelischen Judentums vor allem daran, dass sie eine Verwicklung in ihrer Meinung nach rein innerchristliche bzw. innerkatholische Angelegenheiten wie das Konzil ablehnten, so sah das AJC in

diesem Vorgehen einen Beweis für die israelische Ignoranz gegenüber den amerikanisch-jüdischen Interessen, die ebenfalls zu dieser Zeit keinesfalls deckungsgleich waren. Das Committee erblickte in dem Vorfall mehr als nur ein ungeschicktes Vorgehen Goldmanns. Im New Yorker Hauptquartier befürchtete man bereits eine Infragestellung des einst zwischen AJC-Präsident Jacob Blaustein und Premierminister Ben Gurion vereinbarten Status quo. Rabbiner Tanenbaum reagierte denn auch entsprechend deutlich in einem internen Vermerk, mit dem er der AJC-Leitungsebene zum Handeln riet. Für Tanenbaum war offensichtlich, dass die „Israelis mit Goldmann kooperieren, um Dr. Wardi entsprechend ihrer eigenen Interessen als Beobachter für Israel beim Konzil zu haben“ und „sie die Interessen des amerikanischen und europäischen Judentums ignorieren“²⁷. Auf höchster Ebene sollte gegen dieses Vorgehen protestiert werden. AJC-Präsident Abraham Sonnabend forderte in einem Schreiben an den israelischen Botschafter in Washington dessen Regierung dazu auf, „eine definitive, öffentliche Erklärung“²⁸ abzugeben, um die Sache zu bereinigen.

Zachariah Shuster bemühte sich in Rom zeitgleich, die Wogen zu glätten und insbesondere gegenüber Kardinal Bea, der von der Ernennung Wardis ebenfalls überrascht wurde, die Position des Committees zu verdeutlichen. So versicherte er dem Kardinal, dass „das American Jewish Committee, und ich glaube die überwiegende Mehrheit der Juden in der Welt die gleiche Meinung in dieser Frage haben; [...] dass die Juden in den Vereinigten Staaten und überall sonst sich selbst in jeder Hinsicht als Bürger des Landes betrachten, in dem sie leben, und dass der Staat Israel sich nicht erdreisten kann, für die Juden außerhalb des Landes zu sprechen“²⁹. Genau das war ureigenste AJC-Position und die Grundlage der

zwischen Blaustein und Ben Gurion getroffenen Vereinbarung, die das amerikanische Judentum in seiner Eigenständigkeit anerkannte und es dem ohnehin latent vorhandenen Vorwurf einer doppelten Loyalität – Israel und Amerika gegenüber – entzog. Die Reaktionen des AJC auf Goldmanns Vorgehen dokumentieren zunächst exemplarisch, was die wissenschaftliche Analyse der Konzilsakten nur

Anmerkungen

¹ Riegner, Gerhard M.: 30 Jahre Nostra aetate: Entwicklung und Lehren, in: Ginzler, Günther B.; Fessler, Günter (Hrsg.): Die Kirchen und die Juden. Versuch einer Bilanz, Gerlingen 1997, S. 83.

² Rudin, A. James: Das amerikanische Judentum in einer multi-religiösen und multiethnischen Gesellschaft, in: Mantell-Oomen, Ursula (Hrsg.): Amerikanisches Judentum heute, Trier 1999 (= Schriften des Emil-Frank-Instituts. 2), S. 29.

³ Rendtorff, Rolf; Henrix Hans Hermann: Die Kirchen und das Judentum, S. 108f.

⁴ Thoma, Clemens: Theologische Beziehungen zwischen Christentum und Juden, S. 33. Wobei Thoma einschränkend einräumt, daß der Erklärung dieser Stellenwert kaum aufgrund ihres Textinhaltes oder ihrer besonders gelungenen Formulierungen zukommt, sondern vor allem vor dem Hintergrund der Tatsache, daß dies eine offizielle Erklärung der höchsten Autorität (Papst und Konzil) und dabei eine inhaltlich beinahe totale Kehrtwendung des Verhältnisses der Kirche zum Judentum darstellt.

⁵ Vgl. Deutschen Text in: Rahner, Karl / Vorgrimler, Herbert: Kleines Konzilskompendium, S. 357-359.

⁶ Rokach, Livia: The Catholic Church and the Question of Palestine, London 1987, S. 63

⁷ Ebd., S. 69.

⁸ Vgl. dazu vor allem den Beitrag Alberigos über die möglichen Hintergründe der Entscheidung Johannes' XXIII., Alberigo, Giuseppe: Die Ankündigung des Konzils, in: Alberigo, Giuseppe/ Wittstadt, Klaus (Hrsg.): Geschichte des Zweiten

bestätigt: Israel stand für das Committee nicht auf der Prioritätenliste der zu behandelnden Themen. Amerikaspezifische Belange und die Bemühungen um die Sicherstellung der gesellschaftlichen Akzeptanz und Sicherheit jüdischen Lebens bestimmten auch in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit die Interessen des AJC.

Vatikanischen Konzils (1959–1965), Bd. 1, Mainz, Leuven 1997, S. 1–60; sowie Oesterreicher, Johannes: Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen. Kommentierende Einleitung, in: Brechter, Heinrich Suso; Häring, Bernhard; Höfer, Josef u.a. (Hrsg.): Das Zweite Vatikanische Konzil. Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen. Lateinisch und Deutsch, Freiburg/Brsg., Basel, Wien 1967 (= Lexikon für Theologie und Kirche, 2. völlig neu bearbeitete Auflage), S. 407.

⁹ Bea, Augustin: Die Kirche und das jüdische Volk, Freiburg, Basel, Wien 1966, S. 145.

¹⁰ Stransky, Thomas F.: Holy Diplomacy: Making the impossible possible, in: Brooks, Roger (Hrsg.): Unanswered Questions. Theological Views of Jewish-Christian Dialogue, Notre Dame 1988, S. 54.

¹¹ Goldmann, Nahum: Staatsmann ohne Staat, Köln, Berlin 1970, S. 379; Riegner, Gerhart M.: Ne jamais désespérer. Soixante années au service du peuple juif et des droits de l'homme, Paris 1998, S. 356.

¹² Zitiert nach: Neuss, Beate: Zwanzig Jahre Kooperation zwischen der Konrad-Adenauer-Stiftung und dem American Jewish Committee: Persönliche Begegnungen als Politik gegen Vorurteile und Unwissen, in: Konrad-Adenauer-Stiftung (Hrsg.): Zwanzig Jahre deutsch-jüdische Partnerschaft. American Jewish Committee - Konrad-Adenauer-Stiftung, Washington 2001, S. 36.

¹³ Vgl. zur Geschichte des AJC: Cohen, Naomi W.: Not Free To Desist. The American Jewish Committee 1906–1966, Philadelphia 1972; Ders.: Jews in Christian America. The Pursuit of Religious Equality, New York 1992.



¹⁴ Svonkin, Stuart: Jews Against Prejudice. American Jews and the fight for Civil Liberties, New York 1997, S. 21.

¹⁵ Zitiert nach: Hertzberg, Arthur: Shalom, America! Die Geschichte der Juden in der Neuen Welt, München 1992, S. 320.

¹⁶ Im Kern geht die Konzeption einer Zivilreligion zurück auf Rousseau, der in seinem Contrat Social (1762) ein Kapitel über eine 'religion civile' aufgenommen hatte. Die Diskussion der sechziger Jahre wie auch der Begriff gehen zurück auf R.N. Bellah. Vgl. Pannenberg, Wolfhart: Art. Zivilreligion, in: Staatslexikon, Bd. 5, S. 1170.

¹⁷ Herberg, Will: Protestant, Catholic, Jew. An Essay in American Religious Sociology, New York 1960, S. 3.

¹⁸ Simpson, William W.; Weyl, Ruth: The Story, S. 16.

¹⁹ AJC: The Second Vatican Council's Declaration on the Jews. A background report, New York 1965, S. 6.

²⁰ Ebd.

²¹ Zöllner, Michael: Washington und Rom. Der Katholizismus in der amerikanischen Kultur, Berlin 1995 (= Soziale Ordnung. 9) S. 175.

²² Vgl. ebd., S. 170; Trisco, Robert: Die Länder des englischen Sprachbereichs, S. 655. Die Feststellung erscheint sehr bedeutsam; spricht man von den Protestanten bzw. der protestantischen Majorität in den USA, so verdeckt dies zuweilen, dass dieselben in unzählige Denominationen unterteilt waren.

²³ Vgl. AJC-Position: Forthcoming Ecumenical Council vom 25.11.1960 (AJC-IAD Ecumenical Council General).

²⁴ AJC Memorandum Concerning The Problem of Catholic-Jewish Relations in today's World, Dezember 1960 (AJC-IAD Ecumenical Council General).

²⁵ Religious News Service vom 12.06.1962.

²⁶ Gilbert, Arthur: The Vatican Council and the Jews, Cleveland 1968, S. 61f.

²⁷ Bericht von Marc Tanenbaum an John Slawson vom 29.06.1962 (AJC-IAD Ecumenical Council General).

²⁸ Abraham Sonnabend an Botschafter Avraham Harman vom 25.07.1962 (AJC-IAD Ecumenical Council General).

²⁹ Zachariah Shuster Bericht an John Slawson vom 11.07.1962 (AJC-IAD-Ecumenical Council General).

Der Ausflug ging diesmal nach Wittlich

Teilnehmende der 34. Jüdisch-Christlichen Bibelwoche im Emil-Frank-Institut und in der ehemaligen Synagoge

Im Sommer 2002 machte sich eine Gruppe von 50 Personen von Bendorf am Rhein auf nach Wittlich. Wie in jedem Jahr, fand dort um diese Zeit die Jüdisch-Christliche Bibelwoche statt. In dieser Woche lesen Juden und Christen gemeinsam ein bib-

lisches Buch bzw. Auszüge daraus (diesmal war es der Prophet Sacharja) und beschäftigen sich intensiv mit dem jeweiligen Themenkomplex. Feste Bibelgruppen am Vormittag werden ergänzt durch Referate am Nachmittag. Insgesamt nahmen mehr als hundert Personen an dieser Bibelwoche teil; sie kamen aus Israel, Großbritannien, anderen europäischen Ländern und Deutschland.

Der Donnerstagnachmittag ist eine willkommene Abwechslung, und für viele, die aus dem Ausland oder auch ganz anderen Regionen Deutschlands kommen, die Gelegenheit, die nähere und weitere Umgebung Bendorfs kennenzulernen. Dr. Marianne Bühler vom Emil-Frank-Institut hatte in diesem Jahr (in Zusammenarbeit mit H. Sieben) die Gestaltung des Ausflugs übernommen.

An einem Abend wurde zur Vorbereitung des Besuchs in Wittlich der Film von Ursula Junk: „Es war ein





Die Besuchergruppe vor der ehemaligen Synagoge in Wittlich.

Stück von seinem Herzen... Die Geschichte eines Schrankes und seines jüdischen Besitzers“ gezeigt, und die Zuschauer zeigten sich davon beeindruckt, vor allem von der sehr persönlichen und sehr engagierten Zugewandtheit von Frau Junk. Viele haben in ihren Heimatorten ähnliche Prozesse der Aufarbeitung des Holocaust mit begleitet oder initiiert und konnten von ähnlichen Schwierigkeiten berichten.

Der Besuch in Wittlich begann im Emil-Frank-Institut. Leider konnte der aufgrund der großen Teilnehmerzahl nur kurz sein. Da es sich bei der Besuchergruppe um ein im jüdisch-christlichen Dialog erfahrenes und engagiertes Publikum handelte, wären viele gerne länger geblieben und hätten weiter im reichhaltigen Bücherbestand gestöbert.

Nach einem Gang durch die Stadt, bei dem natürlich das ehemalige Wohnhaus von Emil Frank besonders interessant war, wurde der Besuch in der ehemaligen Synagoge fortgesetzt, wo nach einer Einführung von Dr. Bühler Gelegenheit bestand, sich die Ausstellung über die Wittlicher Juden und auch die Ausstellung im Hauptraum der Synagoge anzusehen. Einen besonderen Akzent erhielt der Besuch in Wittlich für eine Teilnehmerin aus den Niederlanden, die verwandtschaftliche Beziehungen zu einer ehemals Wittlicher jüdischen Familie hat.

Der Nachmittag wurde abgerundet durch eine Fahrt zur Mosel und einem Erholungsaufenthalt in Bernkastel-Kues; er ist den Teilnehmenden in guter Erinnerung geblieben. Marianne Bühler

Israel

Aus der Arbeit des Jerusalemmer Emil-Frank-Instituts

von Shuki Ben-Ami,
Institutsdirektor

Das Emil-Frank-Institut in Israel arbeitet als Zweigstelle des Wittlicher Instituts. Zum wichtigsten Ziel hat es sich die Annäherung der verschiedenen Kulturen, Gemeinschaften und Religionen in Israel und im Nahen Osten gesetzt, aus der Überzeugung heraus, dass der andauernde Konflikt im Nahen Osten tiefe ethnische und religiöse Wurzeln hat.

Im vergangenen Jahr war das Institut Vorkämpfer in den Aktivitäten zur Verhinderung des Baus einer Moschee gegenüber der Verkündigungskirche in Nazaret. Dieser Bau hätte wohl zu einer Verschärfung in den Beziehungen zwischen Christen und Muslimen in einer heiligen Stadt wie Nazaret geführt, zu einer irreparablen Schädigung des christlichen Tourismus nach Nazaret sowie zu einer Erschütterung des Beziehungsgeflechtes zwischen den christlichen und muslimischen Einwohnern der Stadt. Der Bau der Moschee erregte den Widerstand der Mehrheit der christlichen wie auch muslimischen Einwohner Nazarets. Aber extreme islamische Organisationen initiierten das Unternehmen, um die

Beziehungen und die Ruhe in der Stadt zu erschüttern. Die Angehörigen des Emil-Frank-Instituts stellten sich an die Seite der christlichen Religionsführer und israelischer Organisationen und trugen in zähem Ringen zur Vereitelung des Planes bei.

Das Institut in Jerusalem veranstaltete ein erstes interreligiöses Treffen seiner Art in Israel und in der gesamten Region. Daran nahmen Persönlichkeiten aus dem religiösen wie dem geistigen Leben teil, Angehörige aller Religionen und Strömungen, die in Israel leben: Juden, Christen (Katholiken, Protestanten, Maroniten, Mormonen), Muslime, Drusen, Tscherkessen, Bahai-Gläubige und auch Vertreter moderner Religionen wie z.B. „die Königsherrschaft Jah's“ der schwarzen Hebräer aus Dimona sowie orientalische Religionen. Das Treffen fand die Unterstützung von Religionsführern der höchsten Ebene, unter ihnen Rabbiner, Priester, Kadis und Scheichs; ebenso von hochrangigen Persönlichkeiten des akademischen Lebens, die an dem Treffen teilnahmen. Die erste Zusammenkunft fand in der ersten Dezemberhälfte statt; sie war dem Thema „Friede und Toleranz als Brücke zwischen den Religionen“ gewidmet. Sie war als Steuerungsausschuss definiert, der den gut besuchten Kongress vorbereitete, der am 25. Dezember 2002, dem christlichen Weihnachtsfest, unter Beteiligung einer breiten Öffentlichkeit und zahlreicher Studenten in Tel Aviv stattfand. Das Treffen erregte großes Interesse der Medien in Israel wie auch auf Seiten religiöser und politischer Organisationen.

Vom Jahre 2003 ab wird das Institut in Israel ein monatliches Heft veröffentlichen, das Stellungnahmen der

heiligen Schriften der verschiedenen Religionen enthalten wird zu Themen wie: die Heiligkeit des Lebens, der Wert des Menschen, die Toleranz, der Friede zwischen den Völkern, die Familie, Grundwerte usw.

Die enge Zusammenarbeit zwischen dem Wittlicher und dem Jerusalemer Emil-Frank-Institut hat Früchte getragen: Im Oktober 2002 gelang es uns, den ersten Kurs für Fortgeschrittene in der modernen hebräischen Sprache durchzuführen. Der Kurs, der in der intensiven Form täglicher Treffen stattfand, wurde in der Theologischen Fakultät in der Universität Trier durchgeführt. Wir glauben, dass Sprache eine Brücke zwischen den Kulturen ist, daher befasste sich der Kurs nicht nur mit dem Erlernen der hebräischen Sprache, sondern auch mit der israelischen Kultur, mit der hebräischen Dichtung, mit israelischer Lebensweise und sogar mit israelischem Essen, das von den Kursteilnehmern zubereitet wurde und zu dem alle Zutaten in Trier erworben wurden.

Im Verlauf des Kurses fand eine Begegnung zwischen den Repräsentanten des Jerusalemer Instituts mit dem Bürgermeister der Stadt Wittlich statt, in dessen Verlauf hohe Wertschätzung für die durch das Emil-Frank-Institut geleistete Gedenkarbeit zum Ausdruck gebracht wurde, auch für seine wunderbaren Aktivitäten zur Annäherung von deutscher und israelischer Kultur und von Christen und Juden. Das Treffen war nutzbringend und sachlich; der Bürgermeister äußerte seine Unterstützung für diese wichtige Arbeit und seine Bereitschaft, zu deren Gelingen helfend beizutragen.

Der Anschlag auf die Zwillingstürme von New York und die Sicherheitslage in Israel haben den Tourismus nach Israel schwer getroffen. Davon war auch ein Teil der Arbeit des Instituts betroffen, die unter anderem vorsieht, deutsche Studenten, die Israel besuchen, zu unterstützen, zum Austausch von Studenten, zu Jugendgesandtschaften und zu gemeinsa-

men freiwilligen Unternehmungen zu ermutigen, für Israel und Deutschland. Das Institut in Israel ist bereit, Gruppen, die Israel besuchen, Hilfe und Beratung zu gewähren und ihnen als Adresse zu dienen.

Zu all dem hat sich das Institut in Israel die Erziehung zu demokratischen Werten zum Ziel gesetzt. Als Zuwanderungsland nimmt Israel in jedem Jahr Tausende von Einwanderern auf, von denen die meisten aus nicht-demokratischen Ländern kommen und denen jedes Wissen über die demokratische Regierungsform fehlt, über ihre Vorzüge und ihre Mängel. Das Jerusalemer Institut veranstaltet Treffen und Workshops zum Erlernen von demokratischen Werten und zum Erwerb der hebräischen Sprache für alle Bevölkerungsgruppen in Israel; dies aus der Überzeugung heraus, dass die Stärkung der demokratischen Regierungsform und die Beherrschung der Sprache zur Koexistenz und zu gemeinsamem Leben zwischen den Völkern der Region beitragen werden



Die Repräsentanten des Jerusalemer Emil-Frank-Instituts zu Gast beim Bürgermeister der Stadt Wittlich (v.l.): Shuki Ben-Ami, Bürgermeister Ralf Bußmer, Shosh Ben-Ami, Reinhold Bohlen.

sowie zur Eingliederung der Neueinwanderer in die israelische Gesellschaft.

Das Jerusalemer Institut durchschreitet zur Zeit noch die Geburtsschwierigkeiten. Und da es an einem Budget für die Arbeit mangelt, konnten viele Pläne noch nicht verwirklicht werden. Aber für das Jahr 2003 sind in ganz Israel Ausstellungen von Künstlern aller Religionen geplant. Diese Ausstellungen werden dem Thema des Friedens und der Koexistenz gewidmet sein. Ebenso sind ausgedehnte Aktivitäten

in Gymnasien und unter Studenten zum Thema Frieden und Umweltschutz geplant. Alle Aktionen des Jerusalemer Instituts werden von Freiwilligen durchgeführt, die viel ihrer Zeit und ihrer Energie aufwenden für die Annäherung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen und für die Umwandlung der Umwelt zu einem Ort von besserer Lebensqualität, an dem gemeinsam zu leben angenehm ist.

(Aus dem Hebräischen übersetzt von Reinhold Bohlen)

Modernes Hebräisch für Fortgeschrittene

Im September 2002 bot das Emil-Frank-Institut in Zusammenarbeit mit der Theologischen Fakultät Trier einen Iwrit-Kurs der besonderen Art an: in nur 9 Tagen – so das Ziel – sollten alle, deren Hebräischkenntnisse „verstaubt und eingerostet“ waren, diese auf einfache Art aufpolieren können.

Kein Geringerer als der Journalist und Schriftsteller Shuki Ben-Ami, der das Emil-Frank-Institut in Jerusalem leitet, konnte dafür als Referent gewonnen werden. Die vierzig Unterrichtsstunden, die der Kurs umfassen sollte, wurden zum Teil auch als Konversationsstunden genutzt. Auf die Frage, worin der besondere Vorteil dieses Kurses liege, antwortete



te ein Teilnehmer: „Sieht man einmal davon ab, wie wenig Möglichkeiten es in Deutschland gibt, Neuhebräisch zu lernen, so ist das Besondere an diesem Intensivkurs, dass er von einem Muttersprachler geleitet wird. Das ist einfach authentisch!“

Veranstaltungen zum Thema Israel:

- „Die Europäische Union, Israel und Palästina - Möglichkeiten und Grenzen des europäischen Beitrags für einen Frieden in Nahost“, Dr. Carlo Masala, 3. Mai 2001.
- „Die israelische Gesellschaft heute und ihre Hauptprobleme“, Michael Ingber, 14. November 2001.

Tabgha – eine Oase der Stille

Theologiestudenten aus Trier zu Gast im Pilgerhaus

Saftiges Grün, das tiefe Blau des Sees Gennesaret, warme Sonnenstrahlen, die das Ostufer abends in orange-rotes Licht tauchen: dazu die Stille der Umgebung und über allem ein Duft von reifen Zitrusfrüchten. Dieses paradiesisch anmutende Bild bot sich den Teilnehmern eines Blockseminars der Theologischen Fakultät Trier, die sich unter Leitung von Prof. Dr. Reinhold Bohlen Anfang Oktober 2002



Blick vom Berg Arbel auf das Ufer des See Gennesaret.

zu „Stätten des Lebens und Wirkens Jesu in Galiläa und am See Gennesaret“ aufmachten.

Im Rahmen des Seminars, das in Kooperation mit dem Emil-Frank-Institut veranstaltet wurde, sollten „biblische Archäologie und Zeitgeschichte“ näher unter die Lupe genommen werden. „Was bot sich besser als Ausgangspunkt an, als das erst im März diesen Jahres wiedereröffnete Pilgerhaus Tabgha des Deutschen Vereins vom Heiligen Land am See Gennesaret?“, erinnert sich Reinhold Bohlen, der zudem Diözesanvorsitzender des Trägers ist. Aufgrund der momentan angespannten politischen Lage hatte er sich dazu entschlossen, die Exkursion auf den Bereich um den See Gennesaret und Galiläa zu beschränken.

Die Teilnehmer hatten sich jeweils durch Referate auf die einzelnen biblischen Stätten vorbereitet. So fanden sich in der Reisegruppe „Spezialisten“ für die Regionalgeschichte Galiläas, für Kafarnaum, die Gegend um Tabgha, Nazaret, Sepphoris, Chorazin, Betsaida, Magdala, Tiberias und Kursi. Abgerundet wurde das anspruchsvolle Programm durch gemeinsame Gebetszeiten und die tägliche Feier der Eucharistie.

„Am anstrengendsten fand ich den Aufstieg auf den Berg Arbel“, berichtet eine Teilnehmerin, „allerdings hatte man von dort auch einen umwerfenden Blick auf den See und die Ginnosar-Ebene mit ihren grünen Plantagen, was die Mühe wieder wettgemacht hat.“

Auf die Frage, ob sie nicht trotz dieser Beschränkung auf den „Norden Israels“ in brenzlige Situationen gekommen seien, schütteln die Teilnehmer einhellig den Kopf: „Tabgha ist eine Oase der Stille. Glauben Sie uns, unsere Verwandten in Deutschland haben durch die Medien weit mehr von der politischen Auseinandersetzung im Land mitbekommen, als wir während unseres Aufenthalts im Heiligen Land.“

Axel Berger

Einleitung

Judentum

Regional

Gedenken

Dialog

Israel

Anhang

Die israelische Gesellschaft heute



Michael Ingber, Jerusalem, referierte im November 2001 über „Die israelische Gesellschaft heute und ihre Hauptprobleme“. Mit der Frage „Gibt es eine jüdisch-israelische Politik?“ entwickelte er seinen Vortrag, indem er auf die historischen Beding-

ungen bei der Staatswerdung verwies, auf den Gegensatz zwischen der Holocaust-Generation und der modernen Gesellschaft sowie der ashkenasisch-europäischen und der orientalisch-sephardischen Bevölkerungsgruppe.

Die Zuwanderer mit ihren unterschiedlichen Mentalitäten prägen das Gesicht des Staates und beeinflussen die Politik. So gibt es eine Minderheit von 18% der Bevölkerung, vorwiegend ultranationale und orthodoxe Minderheiten, die sich nicht mit dem Staat identifizieren und sich gegen die Ausrichtung des Staates nach westlichem humanistischem Denken richten. Die Gesellschaft spaltet sich in etwa 25% orthodoxe und ultraorthodoxe, 25% total säkulare und einen 50%-igen Rest der Bevölkerung, der weder dem einen, noch dem anderen Lager zuzuordnen ist. Kennzeichnend ist die Tatsache, dass beispielsweise 30.000 Mitglieder der ultraorthodoxen Glaubensrichtung keinen Militärdienst leisten. Sowohl die Likudpartei, als auch die Arbeiterpartei sind aber auf die orthodoxen und ultraorthodoxen Parteien bei der Regierungsbildung als Koalitionäre angewiesen. Der Mangel an Gewohnheit, Demokratie wahrzunehmen, hat bei den osteuropäischen Einwanderern, die lange Zeit unter dem kom-

munistischen System lebten, Eigenschaften wie Argwohn gegen demokratische Strukturen und gegen die Regierung wachsen lassen.

Die religiösen Zionisten jüdisch-nationaler Prägung wollen die Religion in den Staat integrieren, während die säkularen Zionisten mit ihren universalistischen Tendenzen das Zusammengehörigkeitsgefühl stören. Als Stärken der israelischen Demokratie gelten die Meinungsfreiheit der Presse, der Mitglieder ihrer Bevölkerung sowie das parlamentarische System. Schwächen des demokratischen Systems zeigen sich insbesondere in den Minderheitsrechten gegenüber der palästinensisch-arabischen Bevölkerung in Israel sowie gegen Frauen und Behinderte.

In den 60er Jahren existierte der Begriff der multikulturellen Gesellschaft noch nicht im Bewußtsein der Bevölkerung. Dadurch konnten sich die israelischen Araber nicht mit der typisch jüdischen Mentalität identifizieren. Zwischen Ashkenasim und Sephardim gab es Spannungen wegen der Vereinheitlichung der israelischen Kultur. Die Sephardim fühlen sich wegen ihrer geringeren Anzahl von Intellektuellen im Staat unterrepräsentiert. Hinzu kommt die Situation der eine Million zählenden osteuropäischen jüdischen Einwanderer des letzten Jahrzehnts: Sie haben ihre eigene Partei, eigene kulturelle und politische Interessen. Die jüdische Religion ist ihnen fremd, jüdischer Nationalismus ebenso.

Die Lebensperspektive für die israelische Gesellschaft richtet sich nach der Fortentwicklung des Friedensprozesses: Je religiöser die Strömung, um so weniger wird der Friedensprozeß unterstützt. Das ethische Bewußtsein stärkt diese Tendenz und steht im Gegensatz zur Auffassung der säkularen Gesellschaft.

Michael Lintz

Der Förderkreis des Emil-Frank-Instituts

Dem 1997 gegründeten Förderkreis gehören zur Zeit rund 150 Mitglieder an, darunter als Schirmherr Paul Spiegel, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Der Förderkreis unterstützt die Arbeit des Emil-Frank-Instituts ideell und materiell.

Einige der in diesem Jahresbericht vorgestellten Veröffentlichungen des Instituts verdanken sich unter anderem der Bezuschussung durch den Förderkreis. Soweit seine Mittel reichen, beteiligt sich der Förderkreis auch an der weiteren Verbesserung der Sachausstattung des Instituts.

Ebenso wichtig wie die finanzielle Förderung ist für das Emil-Frank-Institut das Bewusstsein, dass seine Arbeit von vielen Menschen in der näheren und weiteren Umgebung (zwischen Benin und Taiwan) mitgetragen und ideell unterstützt wird. Wie manche Auseinandersetzungen der jüngsten Zeit deutlich gemacht haben, ist das Bemühen um ein enges oder wenigstens normales Verhältnis zum Judentum alles andere als selbstverständlich. Die Mitgliedschaft im Förderkreis stellt eine von vielen Möglichkeiten dar, sich dafür einzusetzen, und ist so für das Institut und die Mitglieder selbst bedeutsam.

Wenn wir einige von Ihnen, liebe Leserinnen und Leser des Jahresberichts, für die Mitgliedschaft (zum Jahresbeitrag von 12,50 Euro) gewinnen könnten, wäre das eine große Freude für uns.

Allen, die bereits dem Förderkreis angehören, sage ich im Namen des Vorstands für ihre Solidarität und Unterstützung herzlichen Dank.

Dr. Karl-Heinz Musseleck
Vorsitzender des Förderkreises



Die Mitarbeiter des Emil-Frank-Instituts

– Voll- und Teilzeitkräfte –

Emil-Frank-Institut
an der Universität und an Theologischen Fakultät Trier
Schlossstraße 10, D-54516 Wittlich
Tel.: 06571 – 26 01 24, Fax: 06571 – 26 01 25
e-mail: emil-frank-institut@t-online.de
<http://www.emil-frank-institut.de>

Prof. Dr. Reinhold Bohlen,
Direktor des Emil-Frank-Instituts
und Ordinarius für Biblische
Einleitung und Biblische
Hilfswissenschaften an der
Theologischen Fakultät Trier



Dr. Marianne Bühler,
Pädagogische Mitarbeiterin
Sachgebiete: Jüdische Geschichte
und Religion, Religionspädagogik,
Geschichte der Juden im
Mosel-Eifel-Hunsrück-Raum



Dipl.-Theol. Axel Berger,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Sachgebiete: Presse- und Öffentlichkeitsarbeit,
Webdesign,
Datenbanken

Dipl.-Theol. Hans-Joachim Cristea,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Sachgebiete: Biblische Sprachen,
Bibliotheksleitung



Christian Deppe,
Studentischer Mitarbeiter

Michael Mario Lintz, M.A.,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
(April 2001 – März 2002),
Projektleitung: bio-bibliographische
Datenbank „Juden im Kreis
Bernkastel-Wittlich“



Öffnungszeiten:

Büro: Montag bis Donnerstag 9 bis 12 Uhr und 14 bis 17 Uhr, Freitag 9 bis 12 Uhr
Bibliothek: Dienstag und Freitag 11 bis 19 Uhr, Mittwoch und Donnerstag 11 bis 17 Uhr,
Samstag 9 bis 12 Uhr



Dr. Alexander Raskin

Am 26. März 2001 verstarb Herr Dr. Alexander Raskin kurz vor Vollendung seines 55. Lebensjahres. Das Emil-Frank-Institut an der Universität Trier und an der Theologischen Fakultät Trier trauert um seinen ehemaligen Mitarbeiter.

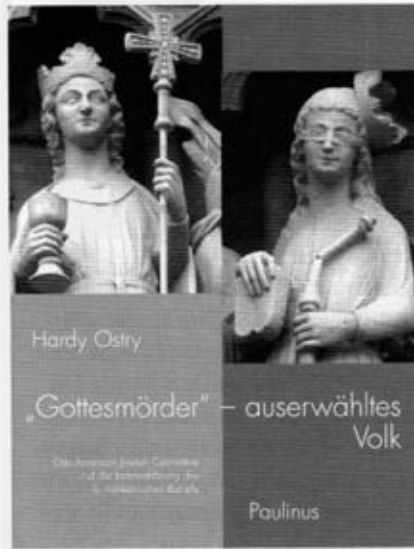


Alexander Raskin wurde am 9. April 1946 in Dnepropetrowsk in der ehemaligen UdSSR geboren und wuchs im damaligen Leningrad auf, das heute wieder St. Petersburg heißt. Dieser Kulturmetropole blieb Alexander Raskin zeitlebens von Herzen verbunden: Er durchlief dort die schulische und alsdann die universitäre Ausbildung. Seine historischen Studien konnte er 1978 mit einer Promotion zum „Kandidaten der Wissenschaft“ in der neueren amerikanischen Geschichte abschließen, schon im Beruf stehend. Denn im Juli 1969 war Raskin in den Dienst der Nationalbibliothek Rußlands in St. Petersburg getreten. Hier arbeitete er für mehr als zwei Jahrzehnte in der Abteilung für Bibliographie bzw. als Leiter der Abteilung für kulturelle Ereignisse. Mit seiner Gattin übersiedelte er im Dezember 1993 in die Bundesrepublik Deutschland und fand seine zweite Heimat in Trier. Als Freier Journalist war er für mehrere russischsprachige Zeitungen tätig, vervollkommnete in bewundernswerter Weise seine Deutschkenntnisse, engagierte sich im kulturellen Austausch und war unermüdlich als Reiseleiter tätig. Menschen die Schätze seiner Heimatstadt St. Petersburg erschließen zu können, war seine große Freude. In diesen Jahren organisierte er u.a. – anlässlich des 200. Todestages – eine vielbeachtete Ausstellung über Katharina die Große an der Universität Trier und fand dort für sechs Monate eine Anstellung als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich der Osteuropastudien. Vom 1. Juli 1998 bis zum 30. Juni 2000 konnte Herr Dr. Raskin im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Emil-Frank-Institut tätig sein. Er erstellte dort die Datenbank „Bibliographie zur Geschichte der Juden im Kreis Bernkastel-Wittlich“, die unter seinem Namen auch als Band 3 der Schriftenreihe des Emil-Frank-Instituts erschienen ist. Wie sehr ihm dieses Projekt und die Zielsetzung des Instituts am Herzen lagen, verriet er in einem Interview, das die Zeitung „Der Kreis“ wenige Wochen vor seinem Tod veröffentlichte. Das Team des Emil-Frank-Instituts freute sich darauf, Herrn Raskin ab dem 2. April 2001 wieder als Kollegen begrüßen zu dürfen, diesmal als Leiter eines zweiten Forschungsprojektes, nämlich einer bio-bibliographischen Datenbank „Juden im Kreis Bernkastel-Wittlich vom 13.–20. Jahrhundert“ und eines darauf beruhenden Personenlexikons. Doch alle Hoffnung war umsonst.

Das Emil-Frank-Institut hat in Herrn Dr. Raskin einen lebenswürdigen, einsatzfreudigen und hochkompetenten Mitarbeiter verloren, dessen hintergründiger Humor auch ein schweres Lebensschicksal meisterte. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Unser Mitgefühl gilt seiner Gattin.

Für das Emil-Frank-Institut: Prof. Dr. Reinhold Bohlen, Direktor

Buchankündigung



Hardy Ostry,
**„Gottesmörder“
– auserwähltes
Volk**

Das American Jewish Committee und die Judenklärung des II. Vatikanischen Konzils
340 Seiten
Band 7 der Schriften des Emil-Frank-Instituts
erscheint im 2. Quartal 2003

Als epochemachend gelten die wenigen Zeilen bis heute: Jene sogenannte Judenerklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965), die nach Jahrhunderten einer verwickelten, von Entfremdung, Hass und Verfolgung geprägten Geschichte zwischen Katholiken und Juden ein neues, auf gegenseitiger Anerkennung und Respekt basierendes Verhältnis zwischen 'Baum' und 'Wurzel' einleitete. Gar als Magna Charta des christlich-jüdischen Gesprächs wird das vierte Kapitel der „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen“ (Nostra aetate) gerne bezeichnet. Doch dem, dessen sich die katholische Kirche nach rund 2000 Jahren erneut in einem langwierigen Prozess bewusst werden musste, standen von Beginn an politische Implikationen und

divergierende Interessen zur Seite. Was die Kirche Roms in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg primär als theologische Frage behandelt wissen wollte, wurde auf arabischer Seite unter anderen Gesichtspunkten wahrgenommen. In der Entscheidung von Papst Johannes' XXIII., das damals noch als „jüdischer Problemkreis“ betitelte Thema auf dem Konzil zu behandeln, erblickten die arabischen Staaten eine offene Provokation, eine Parteinahme für den zu dieser Zeit rund 12 Jahre existierenden Judenstaat sowie eine glatte Geschichtsfälschung. Die intensive Zusammenarbeit der Konzilstheologen, Bischöfe und Kardinäle mit jüdisch-amerikanischen Organisationen, insbesondere dem American Jewish Committee lieferte ihnen den vermeintlichen Beweis für eine neue zionistische Weltrevolution, die nunmehr selbst vor den Toren von Sankt Peter keinen Halt mehr machte: Sollten die Juden von der seit Jahrhunderten geltenden „Wahrheit“, „Gottesmörder“ zu sein, „freigesprochen“ werden, dann habe letztlich auch der Staat Israel eine nicht nur politische Existenzberechtigung.

Ostry deckt mit seiner Studie „Gottesmörder – auserwähltes Volk“, der umfangreiche Forschungen in Israel, den USA und in Deutschland zugrunde liegen, die Interessen der am Zustandekommen der Erklärung Beteiligten auf und ordnet sie ohne Voreingenommenheit in den zeitgeschichtlichen Kontext einer der spannendsten Epochen der neueren Zeit- und Kirchengeschichte ein. So wird nicht nur die Geschichte dieser, wie kaum ein anderes Dokument des Konzils umkämpften Erklärung neu dargestellt, sondern viele, selbst in wissenschaftlichen Kreisen kursierenden Vorurteile werden einer Revision unterzogen. Zudem skizziert der Autor die Entstehung, Vielfalt und Interessen einer der lebendigsten und vielfältigsten jüdischen Gemeinschaften der Erde: der in den sechziger Jahren im „Goldenen Zeitalter“ angekommenen amerikanisch-jüdischen Gesellschaft.